<36629749920014
<36629749920014
Bayer. Staatsbibliothek

P.o.germ. 443^r-2

Volksmährchen

der

Böhmen.

Bearbeitet

von

Wolfgang Adolph Gerle.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweites Bändchen.

Prag, 1819.
bei Friedrich Tempsky, Firma: J. G. Calve.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt

des zweiten Bändchens.

Rübezahl, der Herr vom Berge. = Seite 1

Erstes Mährchen: Lidomir und Prinzessin Claribella oder die Wunderquellen. = = = = = = — 39

Zweites Mährchen: Die Zwillingsbrüder. = = = = = — 201

Drittes Mährchen: Die schöne Müllerin. = = = = = — 351

Die goldne Ente. = = = = — 325

Rübezahl,

der Herr vom Berge.

1.

In jener traurigen Zeit, da noch das Licht des wahren Glaubens sich nicht verbreitet hatte, und das Herzogthum Böheim von einem wilden und ungesitteten Volke bewohnt, auch noch gar wenig angebauet, und seine ungeheuern Wälder und Felsenhöhlen Wölfe, böse Schwarzkünstler und Zauberer herbergten, da war aus Osten ein starker Mann gekommen, der sich die Völker am rechten Ufer der Moldau und Elbe unterwarf, und nach den blutigen Gesetzen seiner Willkühr herrschte; auf einem seiner Streifzüge in die benachbarten sarmatischen Länder raubte er die fürstliche Jungfrau, Adleta, die ihm, ihres hohen Liebreizes wegen, gar wohl gefiel. Die Prinzessin war wunderschön, von erlauchtem Stamme und tugendlichen Sinnes;

aber dabei hochmüthig und rachgierig, und gar sehr unzufrieden durch Zwang mit einem Manne aus ihr verhaßtem fremden Samen verbunden zu seyn; sie blieb ihrem Gemahl stets abgeneigt, und mochte selbst, als sie von ihm einen Sohn gebahr, der so schön als ein Engel war und von seinem Vater den Namen Koronatus erhielt, solchem nimmer gewogen werden. Der Fürst sah gar wohl ein, wie seine Gemahlin ihm so wie dem unschuldigen Knäblein abgeneigt sey, und weil sein Geist unbiegsam und störrisch war, so ließ er sie dafür harte Behandlung erdulden und trieb seine Grausamkeit so weit, daß er sie in einen Thurm einsperrte, und nicht mehr vor Augen sehen wollte.

Wenn schon bevor das stolze Herz der Fürstin ihrem aufgedrungenen Gemahl abhold war, so gerieth sie durch seine Grausamkeit in eine Wuth, die sie nur in seinem Herzblut kühlen zu können glaubte; aber weil ihr die Gewalt zur Rache fehlte, nahm sie ihre Zuflucht zur

List, und stellte sich so reuvoll und demüthig an, daß der Fürst, durch ihre Verstellung getäuscht, sie wieder an sein Hoflager aufnahm, und mit ihr als seiner Gemahlin lebte.

Zu derselben Zeit erfuhr Adleta, daß eine slavische Zauberin aus den sarmatischen Gebürgen nach Böhmen herübergezogen war, welche in ihrem Vaterlande des Ruhmes einer großen Macht und Wissens genossen hatte, und alsobald beschloß die Fürstin sich ihrer Hülfe zu bedienen; sie verließ das Hoflager und gelangte, nachdem sie sich genau erkundigt hatte, wo die Schwarzkünstlerin zu finden sey, in einen gar anmuthigen Wald, der sich — es war im Lenz — eben mit dem neuen grünen Festkleid geschmückt hatte. Blumen und Blüthen schimmerten vom Boden herauf und zwischen dem freundlichen Laub; die Vögel sangen fröhlich durch einander und keiner wollte schweigen und feiern in seinem fröhlichen Thun; mit lautem Gesang war der weite Hain erfüllt, und in reinen Tönen schienen sie fliegend dem

Schöpfer Lobpsalmen zu singen, die gar lieblich erschallten, und gleichsam aller menschlichen Kunst Hohn sprechen wollten — auch die Bäume rauschten in ihren Zweigen von Gottes Hauch bewegt, als wollten sie in den großen Chor einstimmen, und die rieselnden Quellen mischten ihre Stimmen in den allgemeinen Jubel; aber die Fürstin, deren Sinn ganz verkehrt worden, achtete nicht darauf, wie alles um sie her Liebe athmete, und versank immer mehr in das bittre Gefühl des Hasses, so daß sie viele Stunden weit fortging, ohne auch nur zu bemerken, daß es ganz finster geworden war und im schnellen Lauf der Mond auf schwarzen Rappen daher eilte; auch fehlte es ihm nicht an Trabanten und Gefolge, denn alle Sterne, hell und klar, und so vom Licht glänzend, als der Gebieter, folgten ihm und bewegten sich um ihn her in ernsthaftem Wechseltanze — da sah die Fürstin auf einmal ein Licht im Walde, und als sie näher kam und den Ausgang auf einen großen runden Platz erreicht hatte, stellte sich ihr ein gar seltsames

Schauspiel dar: Die gesuchte Hexenmeisterin stand in der Mitte des runden Platzes und hatte in ihrer Rechten ein zierlich geflochtenes goldenes Netz, und rund um sie her befanden sich mehrere Hunderte von Schlangen, die hatten sich aufgerichtet und zischten ihr Gift gegen einander aus; aus diesem aber bildete sich nach und nach ein glänzendes Ey, welches die Hexe mit dem goldnen Netze zu fangen sich bemühte, und als ihr solches endlich gelungen war, da fuhren alle Schlangen mit einer solchen Wuth auf sie, daß Adleta erschrack und befürchtete, ihre Rathgeberin möge dem Grimm dieser giftigen Thiere erliegen; aber die Hexe griff schnell zu einem Horne, welches sie in Gestalt einer großen Schnecke in der linken Hand hielt, blies hinein, daß ein fürchterlicher Ton durch den weiten Hain wiederhallte, und alsobald war der klare Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt. Zackige Blitze schienen das Gewölke zerreißen zu wollen, und in Strömen schoß der Regen herab — da verschwanden die Schlangen, die Zauberin blieb siegreich auf

dem Platze, und die durchnäßte Fürstin nahte ihr, welche sie einlud, ihr in ihre Höhle zu folgen und an einem guten Feuer ihre Gewänder zu trocknen; während dieses geschah, trug die Fürstin der Hexe ihr Anliegen vor und fand ein sehr geneigtes Gehör; dann mußte sich Adleta in den Hintergrund der Hütte verfügen, wo auf einem niedrigen Fußgestelle ein schlecht geschnitzter Götze aufgestellt war, und die Hexe sprach:

„Sieh hier den Czerne-Bog, unsern mächtigen Schußgott — wirf dich nieder in brünstigem Gebet, während ich dir das Nöthige zur Erreichung deiner Wünsche bereite, und wenn du ihm deinen Sohn zum Eigenthum versprichst, so zweifle ich nicht, daß er uns ein gefälliges Ohr leihen werde, denn du bist zu einer glücklichen Stunde gekommen, wie ich eben beschäftigt war, das Schlangeney zu gewinnen, welches aus der Luft hinweggefangen werden muß, ehe es die Erde berührt, wenn es seine große Kraft behalten, und den, der

es besitzt, zu allem Glücke behülflich seyn soll; aber wem der schwarze Gott einer solchen Handlung zuzuschauen gestattet, des Gebet muß ihm wohlgefällig seyn, und wie derjenige, welchem einst dieß Schlangeney zum Eigenthum wird, in allen Kämpfen und Rechtsstreiten obsiegen wird, so verkündige ich dir auch einen erwünschten Sieg über deinen Feind.“

Die Fürstin warf sich, wie ihr geboten war, zur Erde nieder, betete den schwarzen Gott an und gelobte ihm, ihren Sohn Koronatus zum Eigenthum, sobald er kommen wollte, ihn in Empfang zu nehmen; aber in demselben Augenblicke, wo sie im Geiste dieß Gelübde aussprach, hörte sie einen Schrei, der in der hohen Kluft furchtbar wiederhallte; sie wendete sich schnell um und sah wie die Hexe auf einem grünlichen Feuer einen Kessel stehen hatte, mit allerhand Fett und Kräutern, und oben darüber hielt sie mit der einen Hand ein zartes Knäblein, das stach sie mit einer Nadel in die linke Brust, daß ein Tropfen

Blutes in den Kessel fiel, u[illegible] dieß geschehen, schäumte die Flüssigkeit [illegible] dem Kessel hoch auf und schien sich zu entzünden — fünfmal stach sie das Kind, dessen Geschrei jedesmal die weite Höhle wiederhohlte; fünf Tropfen rosenrothen Blutes fielen in das zauberische Gemisch, und fünfmal entzündete sich dasselbe — dann nahm sie den Kessel vom Feuer, ermahnte die Fürstin im Gebet fortzufahren, und während diese abermals sich vor dem Czerne = Bog niederwarf, bereitete die Hexe aus dem schnell erkalteten Fett, unter allerhand wunderlichen Zaubersprüchen, eine Kerze, welche sie der Fürstin mit folgenden Worten überreichte:

„Der schwarze Gott ist dir gewogen, weil du eine wahre Slavin und der Rache stets eingedenk bist, sollte sie auch dein eigen Blut treffen — nimm diese Kerze, zünde sie an, und sobald der Docht das letzte Fett verzehrt hat, hört auch deines Gemahles Lebenslicht zu leuchten auf; aber nimm dich wohl in Acht,

daß du es in keinen Luftzug stellest, denn wenn es vom Winde eher verlöscht würde als es ausgebrannt ist, so tritt dein Gemahl in den Schutz der weißen Gottheiten und wir können nichts mehr gegen ihn unternehmen."

2.

Nachdem Adleta der Hexe gedankt und ihr ein kostbares Geschenk gemacht hatte, begab sie sich auf den Rückweg; aber sie konnte es gar nicht erwarten, die Todesstunde ihres Gemahles schlagen zu hören, und wenn sie nicht der Warnung eingedenk gewesen wäre, hätte sie das Licht mitten im Walde angezündet; endlich fand sie einen hohlen Baum, darin machte sie das Licht fest, zündete es an, und stellte sich davor, mit ihren Gewändern, den Wind aufhaltend, daß er das Licht nicht verlösche, und nun betete sie abermals zu dem schwarzen Gotte, bis es ganz verbrannt war, worauf sie vergnügt ihrer Straße ging. — Als sie heim kam, da erzählte man ihr, der Fürst sey in der Nacht unter großen Schmerzen gestorben,

worüber man im Volke kein großes Leid verspüre, weil er so gar wild und grausam mit den Seinigen umgegangen sey; die Väter des Landes aber hätten beschlossen, seiner hinterlassenen Wittib, die auch viel von ihm erduldet, das Regiment anzuvertrauen. Solche Botschaft war der Fürstin gar angenehm; sie versprach dem Volke ein mildes und gerechtes Regiment und nahm sogleich dessen Huldigung an; dann erst ließ sie auch ihren Sohn zu sich bringen, gegen den sie seit ihrer gottlosen Aufopferung an den schwarzen Gott, keine solche Abneigung, ja sogar eine Art von Mitleid empfand, welches sich noch vermehrte, als ihr die Wärterinnen erzählten, wie ein böser Traum das arme Knäblein gar sehr geängstet haben müsse, denn es habe fünfmal laut geschrien, und dabei immer ans Herz gegriffen, als empfinde es dort einen heftigen Schmerz. Die Fürstin küßte den kleinen Koronatus zum erstenmale, und die Amme durfte nun täglich mit dem Kindlein zu ihr kommen; doch dauerte dieß nicht lange, denn einst kam es Adleta im

Traume vor, als sey Koronatus zu einem wunderschönen und stattlichen Jüngling herangewachsen, und fodre von seiner Mutter die böhmische Krone, um sie seiner erwählten Gemahlin, einer Fürstin aus dem Vaterlande seines Vaters, aufzusetzen; da fuhr sie erschreckt aus dem Schlafe auf, und der wilde Haß gegen das Geblüt ihres Gemahls entbrannte mit verdoppelter Wuth in ihrem Herzen, so daß sie noch denselben Tag die Hexe zu sich berufen ließ, und ihr sagte:

„Sage mir, warum hohlt der schwarze Gott nicht das Kind ab, welches ich ihm versprochen habe? — wenn ich solches nicht als sein Eigenthum betrachtete, worüber er zu schalten hat, so würde ich den unseligen Prinzen, von dem mir größeres Leid droht, als noch je mein Haupt betroffen hat, mit eignen Händen erwürgen.“

Sie erzählte der Schwarzkünstlerin ihren Traum und gebot ihr, ein Mittel zu ersinnen, wie solches zu vermeiden; und als diese in ihre

Höhle gegangen war, um dem Czerne-Bog Opfer zu bringen und ihn rathzufragen, kehrte sie am andern Morgen zu Adleta zurück und sprach:

„Erhabne Herzogin! ich habe in den unterirdischen Büchern gelesen und wohl erfunden, daß dir der Sohn des Tschart und der glänzenden Triglawa einen wahrhaften Traum zugesendet hat. — Der schwarze Gott will dein Opfer noch nicht annehmen, und dem Prinzen Koronatus ist das Loos bestimmt, sich wieder mit dem väterlichen Stamm zu vermählen, so du es nicht zugeben willst, daß er, aller menschlichen Gesellschaft auf immer entzogen, ein eheloses Leben führen müsse; solches ist zu bewerkstelligen, und du, erlauchte Fürstin! brauchst dich nicht mit seinem Blute zu beflecken. Mitten in den hohen Gebirgen, welche zwischen diesem und deinem Vaterlande sich erheben, steht in einem klaren See ein einzelner Fels; auf diesen lasse du eine Burg erbauen und sende deinen Sohn mit einer zahl-

reichen Dienerschaft — es bleiben dir ja deren noch genug an deinem Hoflager — dahin; dann lasse es meine Sorge seyn, daß nimmer einer von ihnen über den See zurück, oder ein Menschenkind zu ihnen hinüber kommen soll. Jedoch will ich dir, so du es begehrst, einen kunstreichen Talismann verehren, der dir allein die Ueberfahrt gestattet."

Nach den Rathschlägen der Hexe ließ Adleta auf dem einsamen Felsen im See eine stattliche Burg erbauen, und als das Werk vollendet und Koronatus eben sein fünftes Jahr erreicht hatte, sandte sie ihn mit seiner Amme und vielen Dienern dahin ab, mit der Zusage, ihn bald zu besuchen; eigentlich aber war es ihr fester Vorsatz, sich nimmermehr um den Prinzen zu bekümmern, und sie schritt — sobald sie der Schwarzkünstlerin den Befehl gegeben, den Koronatus, gleich wie er in die Burg eingezogen, dort fest zu bannen — zu einer neuen Ehewahl, um sich einen Erben ihres Reiches zu verschaffen.

Die Hexe, welcher wohl bekannt war, wie diese Gegend von der Natur mit großen Kräften und Geheimnissen ausgestattet sey, bestand auf dem Bau der Burg nicht sowohl um den Wunsch der Fürstin zu erfüllen, sondern sie vermeinte, wenn ein dem Czerne-Bog verfallnes Wesen diesen Ort bewohne, werde es auch ihr vergönnt seyn, dort zu hausen und in die höchsten Geheimnisse der Natur einzudringen; sie eilte frohlockend in die Riesenberge und belegte den See durch eine Berührung ihres Stabes, an dessen Spitze ein Rabenstein befestigt war, mit dem Bann, daß kein Menschenkind mehr über ihn oder seine Brücke herüber gelange, und die Vorübergehenden weder Fels noch Burg sehen konnten — sodann wollte sie sich hinein begeben, um die geheimen Klüfte des Felsens zu durchwandeln, und selbst bis in die Mitte des Erdballs zu steigen; aber wie sehr war sie verwundert, als ihr Zauber auch gegen sie sich wirksam zeigte, und alle angewandten Zaubersprüche und Beschwörungen fruchtlos waren; eine höhere Macht als die

ihres schwarzen Gottes widerstand ihr; beschämt und in ihrer Hoffnung getäuscht mußte sie aus den Riesenbergen entweichen.

Da die Amme des Prinzen und alle übrigen Hausgenossen mit Einrichtung der Burg vollauf zu thun hatten, so äußerte sich der Zauber, mit dem solche belegt war, nicht sogleich; aber des folgenden Tages wollten zwei der Knappen auf das entgegengesetzte Ufer lustwandeln gehen und hatten auf der Brücke nur wenige Schritte vorwärts gethan, als sie zu taumeln anfingen und ins Wasser stürzten; ihre Kameraden, die ans Ufer liefen, sahen sie noch in ihrer menschlichen Gestalt hinein fallen, und, wie sie von dem Element berührt wurden, sich in große Fische verwandeln. Man fing an einzusehen, daß hier ein feindseliger Zauber walte, und da dieser Zufall die allgemeine Begierde, ans gegenseitige Ufer zu gelangen, nur noch vergrößerte, wollte man es mit einer Wasserfahrt versuchen. — Es wurde alsbald ein Fahrzeug herbeigeschafft und einige

der Vornehmsten aus der Dienerschaft des Prinzen begaben sich darauf; aber sie waren noch gar nicht weit vom Ufer, als der Kahn, troß all' ihrer Bemühungen, umschlug, und sie sogleich in der Gestalt von Delphinen auf dem See herumschwammen. Noch immer sannen die Gefangenen auf allerhand Mittel, über den See zu kommen; Beschwörungen und Talismane wurden in Menge angewandt; aber alle, die das Wagstück unternahmen, hatten ein gleiches Schicksal, und je leerer es in der Burg wurde, desto mehr wimmelte es in dem See von den schönsten Fischen aller Art.

Als nur noch ein kleines Häuflein von der zahlreichen Dienerschaft übrig war, da berief sie Basilia, die Amme des Prinzen — welche hier die Burgfrau vorstellte, und auch von Koronatus, der die Fürstin nur selten gesehen, und von ihr nie einen Beweis von Zärtlichkeit erhalten hatte, gleich einer Mutter angesehen wurde — zu sich, und tröstete die zagenden Gemüther mit der Hoffnung: es werde nun-

mehr die Fürstin bald kommen, ihren Sohn zu besuchen, und wohl Mittel ersinnen, sie eines so trauervollen Zaubers zu entledigen. Damit beruhigten sich die beklagenswerthen Leute anfangs; als aber Monate verstrichen, und endlich mehrere Jahre vergingen, ohne daß Adleta erschien, da schwand alle Hoffnung, und sie ergaben sich traurigen Sinnes in das leidvolle Schicksal, hier, von allen andern Menschen abgesondert, ihr Leben zu beschließen.

3.

Koronatus war über diese Gefangenschaft am wenigsten betrübt; da er die Freiheit noch nie gekannt, so konnte er ihrer am leichtesten entrathen, und er fand stets eine angenehme Beschäftigung in seinem kleinen Bezirk; bald durchkroch er alle Winkel der Burg und befragte die Dienstleute um den Gebrauch eines jeden Dinges, bald kletterte er, einer Gemse gleich, auf dem zackigten Felsen herum, und wußte alles, was ihn umgab, sich in Lust und Freude zu verkehren; dabei wurde er sehr klug

und gelangte schon in seinen Kinderjahren zu einer Einsicht, wie sie mancher alte Mann, der stets in der Welt lebte, nicht besaß; aber sein Wachsthum gerieth ins Stocken und die Schönheit seiner Züge nahm ab; ein Ansehen von Ernst und tiefem Scharfsinn trat an die Stelle des jugendlichen Reizes. Der Prinz hatte sein dreizehntes Jahr erreicht, ohne jemals weiter gekommen zu seyn, als auf den See, der seine Burg umgab — denn zum Erstaunen aller hatte dieß zauberische Wasser, als einst Koronatus zufällig einen ledigen Kahn gefunden, und sich darin mit so vieler Geschicklichkeit herumschiffte, als hätte er solches auf kunstgerechte Weise erlernt, gegen ihn keine Kraft; jedoch konnte er, trotz aller angewandten Mühe, niemals das gegenseitige Ufer erreichen, und wenn er sich der Brücke näherte, um über sie zu gehen, befiel ihn jedesmal ein heftiges, inneres Grauen, so daß er gar schnell wieder umkehrte.

Eines Tages, als der Prinz über den Burghof ging, sah er die Kellerthüre offen stehen,

und konnte einer innern Begier nicht widerstehen, hinabzusteigen und seine Gänge zu durchforschen; Koronatus schritt zwischen den Fässern hindurch und verlor sich bald in langen labyrinthischen Gängen, bis er in eine außerordentliche Tiefe gelangte, und wenn gleich der Gang gar kein Ende nehmen wollte, so ward er doch keinesweges der Mühe überdrüßig oder von Furcht befallen, sondern ihn befeuerte vielmehr im Innersten des Gemüths eine frohe Ahnung, wie ihm seine Mühe gar reichen Lohn eintragen würde, daß er seine Schritte beschleunigte und in der tiefen Finsterniß immer vorwärts eilte, als plötzlich der Boden unter ihm wich, und er in eine bodenlose Tiefe hinabstürzte — zwei starke Arme fingen den Prinzen auf und setzten ihn sanft zu Boden.

Koronatus sah sich verwundert um — eine weite Halle, gar kunstreich in den Granit gewölbt, umfing ihn, große metallne Pforten schienen in andre Gewölbe zu führen, und eine hellleuchtende Ampel, in der Mitte des Gewöl-

des hängend, verbreitete ein weißes Licht. Zwei Männer von ehrwürdigem Ansehn, in lange und faltenreiche Gewänder gehüllt, mit weißen Fackeln in den Händen, winkten dem Prinzen, daß er ihnen folgen solle, und geleiteten ihn durch eine hohe Pforte, die aus einem einzigen Agat geschnitten schien, in einen Saal, wo noch zehn andre Wesen von gleichem Ansehn sich zu ihnen sammelten und mit lauter Stimme riefen:

„Koronatus! du freundlicher Burgherr! sey uns gegrüßt!“

Nach diesem Gruße nahte eine der erhabnen männlichen Gestalten dem Prinzen und redete ihn allein mit folgenden Worten an:

„Wisse, Koronatus! daß wir deiner hier schon Jahrhunderte harren, denn die Vorsicht hat dich zu unserm Herrn und Meister bestimmt. Unermeßliche Zeiträume beschäftigen wir uns schon in den unterirdischen Klüften dieser Gebirge, die Wunder der alles schaffenden

und sich selbst wieder zerstörenden Natur zu erforschen; in unsern Händen ist große Weisheit und Macht, die wir einzig verwenden, um Segen und Heil über das Geschlecht der Menschen zu verbreiten — doch fehlet uns ein Vorsteher, und dazu ist uns ein Prinz verhießen, der durch den Haß einer unnatürlichen Mutter von aller Gemeinschaft mit den Menschen abgeschnitten ist, und in unsrer Schule erst die Geheimnisse der Natur erlernen wird, ehe er der Macht über die Geister dieser Berge theilhaftig, und unser aller Herr wird. — Wisse, daß deine Mutter die Sarmatische Adleta ist, welche in Böhmen das Regiment führt, und Basilia, der du bis zu dieser Stunde solchen süßen Namen gabest, nur deine Säugamme; aber deine Mutter haßte des Vaters Stamm so sehr, daß sie dein eignes Wesen dem schwarzen Gott der Slaven verpfändete, als du noch ein Säugling warest, um durch seinen Beistand ihren Gemahl zu tödten." —

Bei diesen Worten kam es dem Koronatus vor, als werde sein Geist plötzlich erhellt, und

er entsann sich deutlich, wie es ihm einst, noch ehe er sprechen können, im Traum vorgekommen sey, daß ihn ein häßlicher Unhold mit Nadeln steche, um ihm das Herzblut aus der Brust zu saugen; er sah aufmerksam auf den Sprecher, welcher fortfuhr;

„Da du aber unter dem Schutze einer höhern Macht standest, so durfte Czerne-Bog sein Recht an dich nicht geltend machen, und als es deiner grausamen Mutter zu lange dauerte, ehe er dich abhohlen kann, so hat sie durch den Beistand einer bösen Schwarzkünstlerin diese Burg also von der Welt abgeschnitten, daß alle, die sich hinüber wagen, ins Wasser gezogen und in Fische verwandelt werden; aber grade durch dieses Verfahren hat sie dich deinem Ziele entgegen geführt. Die verworfne Anbeterin des schwarzen Gottes, welche diesen Berg mit seinen Geheimnissen in Besitz zu nehmen vermeinte, hat unsrer Macht weichen müssen, und es steht nur bei dir, in wenigen Jahren den Zauber zu lösen, der deine Diener

fesselt, welche du sodann — da alle Geister dieser Berge dir gehorchen werden — leicht entrathen kannst. Dein harret eine Herrschaft, mit der kein Reich der Erde verglichen werden kann; aber für so große Herrlichkeit mußt du auch große Opfer bringen — denn bevor wir dich einweihen können, dich lehren die Geheimnisse der Natur und die Werke der Menschen, mußt du allen irdischen Genüssen, dem Glanz der Schönheit und den Freuden der Liebe entsagen, und feierlich geloben, deine Macht und Kunst nur zum Wohl der Menschen zu üben, und keinem ein Leid zuzufügen, der sich nicht durch Unrecht deines Beistandes unwürdig gemacht hat."

Der Alte schwieg, und da Koronatus die Liebe nicht kannte und Gutes zu üben an Jedermann seine höchste Lust war, so leistete er alle Entsagungen, so die Männer des Berges von ihm forderten; darauf nahm der, welcher zuerst gesprochen, wieder das Wort und fuhr fort:

Vertraue dich meiner Leitung, und ich will dich einen Blick in die Wunder unsrer Gebirge thun lassen; aber vergiß nicht, daß Schweigen die erste Stufe zum Tempel des Wissens ist — ein Wort aus deinem Munde beraubt dich der übernatürlichen Anschauung, die allein dir heute erlaubt ist."

Der Alte nahm eine Fackel, ergriff des Prinzen Hand, der ihm ohne Zagen folgte, und geleitete ihn zu einer großen diamantnen Pforte, die bei ihrer Annäherung sich weit öffnete, und sie traten in eine hohe und weite Halle — da ergossen sich von hohen Felsklippen mit donnerndem Geräusch wogende Ströme, und ihre Wellen versenkten sich in unermeßliche Tiefen; schäumend rauschten Flüsse und Bäche daher, und sprudelnde Quellen rieselten fröhlich unter den mächtigern Geschwistern hin; hinter diesen tönte wie dumpfer Donner das Rauschen der fernsten Gewässer, und über den Strömen, Flüssen und Quellen schwebten dämmernde Gestalten, theils zarte Knaben und

Mägdlein, theils Greise mit schneeweißen Bärten von Ansehn; sie erhoben sich sanft zu den weiten Klippengewölben, deren Gestein mit sternigtem Glanze, gleich den Thautropfen der Flur im hellen Mondglanze schimmerte — und das stärkere und sanfte Rauschen der Gewässer bildete eine gar seltsame Harmonie, die wunderbar in Koronatus Seele widerklang, so daß er tief bewegt und doch fröhlich an des Führers Seite durch das Reich der Gewässer schritt, von wo ihn dieser noch tiefer ins Herz der Erde geleitete. In dem weiten Gewölbe, worin sie gingen, sah Koronatus diamantne Sterne glänzen, und es hing über ihm, wie ein eherner Himmel. Furchtbar drohend thürmten sich dann zu beiden Seiten purpurschwarze Felsklumpen empor, und nur einzelne Schimmer streuten des glänzenden Erzes Adern in die Finsterniß, wie die Sterne in der Sturmnacht zwischen schwarzen zerrissenen Wolken hervorleuchten. — Nebel umhüllten den Pfad, bis endlich ein rothgoldner Schein sich in der Ferne zeigte, das schaurige Dunkel, gleich

zackenden Blitzen, augenblicklich erhellend — ein furchtbares Getöse schallte den Wandlern entgegen, und als sie eine große eiserne Pforte erreichten, da schien es, als wanke die Erde in ihren Grundfesten. Die Flügel öffneten sich weit und dröhnend in ihren Angeln und Koronatus erblickte einen wogenden Feuersee, auf dem, gleich Inseln des Weltmeeres, geschmolzne Gebirge schwammen; Purpurflammen und grüne und blaue Lichter glitten auf dem See dahin und hoben sich zum hohen Gewölbe empor, von dem sie theils mit heftigem Zischen und Krachen in großen feurigen Tropfen wieder herunter fielen, theils verwandelten sie sich in riesenhafte, feurige Gestalten, die in der Luft einen wilden Rundtanz nach dem Takt des abwechselnd stärker und schwächer brüllenden Donners begannen und sich in dem alles zerstörenden Element gar wohl zu befinden schienen; aus glühenden Gefäßen von Eisen ergossen sich siedende Quellen und stürzten zischend über zackige Klippen hernieder. — Koronatus schauderte, und mit sanfter Geberde, als wollte

er ihm eine erfreuliche Erscheinung verheißen, nahm ihn sein Führer bei der Hand und leitete ihn durch die Pforte zurück, die sich mit einem gewaltigen Krachen hinter ihnen schloß — eine Anfangs dunkle Halle, die aber mit jedem Schritte den sie vorwärts thaten, heller und freundlicher ward, führte sie auf einen Platz von unabsehbarer Weite, und heller Glanz umgab die Waller. Mit freudigem Erstaunen erblickte der Prinz kristallne Wälder und hohe durchsichtige Felsen, in mannichfaltiger Gestaltung, die auf den Wink seines Führers zu entstehen und zu wachsen schienen; eine reizvolle Wildniß entfaltete sich vor seinen Augen, weiß von Farbe und strahlent wie Demant; und in bläulicher Ferne erhoben sich Säulen von Glanz, die in der Luft wieder zerflossen; aber aus ihnen wurden zahllose Sterne, die kreisend sich um die Berge bewegten. Als nun Koronatus mit seinem Führer durch dieses lichtvolle Reich schritt, wunderte er sich, wie es hier viel heller sey als im schönsten Sonnenschein, und dabei ein viel milderes und lieblicheres Licht herr-

sche, er jedoch nirgend erspähen konnte, woher diese Strahlen in das Innere der Erde leuchteten — da erblickte er auf einmal eine weibliche Gestalt, die schwebte über einem Altar von blutfarbigen Edelsteinen zusammengesetzt, und war von so wunderbarer Schönheit, daß dem Prinzen schier die Augen vergingen; aber als er genauer hinschaute, da sah er wohl, wie von ihr das zarte Licht ausströmte, welches sich so wohlthuend über alle Gegenstände verbreitete, die in einem reichen Glanzmeer schwammen; ferner erkannte er, daß all die weißen Wälder, Felsen und vielgestalteten Berge nur Inseln waren, die lose dahin fuhren, und sich immer gegen die Herrin zu bewegen schienen; auf den Inseln blühten süßduftende Blumen, die strahlten wie Gold und Juwelen zwischen silberweißen Blättern; Menschengestalten von großer Holdseligkeit, in deren Blicken sich Wonn- und Seligkeit mahlte, pflückten die Blumen und wanden Kränze daraus, dann schwebten sie über das Meer, die Blumenflechten der Göttin zu Füßen zu legen, und eine

überaus anmuthige Musik klang von den Inseln herüber, so daß Koronatus seines Entzückens nicht länger Herr bleiben konnte, und voll Wonne ausrief:

„O welch ein herrlicher Aufenthalt!"

Aber kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so fühlte er sich wie von einem gewaltigen Schlage betäubt — das ganze erhabne Schauspiel schwand vor seinen Blicken, und er fand sich in der Granithalle zwischen den Männern des Berges wieder, von denen der älteste zu ihm sprach:

„Du hast dir das Anschaun des Höchsten selbst verkürzt; aber dennoch hast du dich länger bezwungen, als es von deinen Jahren zu fodern ist. Hier nimm diesen Reif, und wenn du den Stein einwärts drehst, so wirst du — wo du dich auch befinden magst — augenblicklich in diese unterirdischen Hallen versetzt werden, und wie du den Stein wieder nach außen kehrst, dich wieder in deinem Gemache befin-

den — doch bewahre alles, was du gesehen, in deiner tiefsten Seele und kehre bald zurück, daß die Zeit deiner Lehre beginne."

4.

Koronatus konnte die ganze Nacht nicht schlafen vor großer Freude über das, was er gesehen und gehört hatte, und daß er nun weise und machtvoll werden sollte; als der Morgen anbrach, da hatte er in der ganzen Burg keine Ruhe mehr — er begab sich zu den Alten, und versetzte die gute Amme in große Sorge, da er den ganzen Tag nicht wieder kam, und sie ihn fruchtlos in allen Winkeln der Burg suchte. Abends trat der Prinz in ihr Gemach, und der Glanz einer ungewöhnlichen Heiterkeit hatte sich über sein ganzes Wesen verbreitet; als sie aber in ihn drang, ihr zu sagen, wo er gewesen, da weigerte er sich dessen standhaft, und gebot ihr endlich mit einem Blick, der ihr Gemüth mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte, nicht weiter nach Dingen zu fragen, die zu wissen ihr nicht ziemten.

Basilia suchte oft zu erforschen, wo der Prinz seine Tage zubringe; da aber alle ihre Versuche fruchtlos waren, so gewöhnte sie sich endlich an seine geheimnißvolle Abwesenheit, während der glückliche Koronatus den größten Theil seiner Zeit in den unterirdischen Hallen verlebte; sein weiser Lehrer unterrichtete ihn zuerst aus einem großen Buch, worin alle Geheimnisse der Natur verzeichnet waren; dann geleitete er ihn wieder in ihre wundervolle Werkstätte, deren erster Anblick ihn so sehr entzückt hatte, und in welcher ihm nun ganze Tage zu bleiben verstattet war. Koronatus sah, wie die Männer des Berges mit tiefem Sinne die Elemente zu binden und durch mannichfaltige Weisheit und Kunst dem Menschengeschlechte vielfache Wohlthaten zu bereiten wußten — unter solcher Lehre hatte er sein zwanzigstes Jahr erreicht; sein Aussehen war von allem jugendlichen Reiz entblößt, seine Gestalt klein und unansehnlich; doch leuchtete aus seinen Augen ein tiefer und ehrwürdiger Geist, und die Güte und Redlichkeit, welche aus seinen Augen sprach,

flößte jedermann Verehrung und Liebe ein; da erkannte sein Lehrer, daß der Zeitpunkt gekommen sey, ihn die lebendige Welt schauen zu lassen, die sein Geist eben zu umfassen vermochte, und er führte ihn durch einen tiefen Erdweg unter dem See hinweg in die blühende Flur. Koronatus betrat zum erstenmal die Erdfläche außerhalb des engen Gebietes seiner Burg — eine weite, blumenreiche Ebene eröffnete sich vor seinen Blicken, der Himmel schien ihm freudiger zu lächeln, und er fühlte sein Gemüth von der seligsten Wollust erfüllt.

Der weise Alte führte ihn stillschweigend über die Ebene hinweg, worauf sie einen gar hohen und steilen Berg bestiegen; als sie den Gipfel desselben erreicht hatten, gebot er Koronatus still zu stehen und um sich zu blicken, und diesem kam es vor, als würde plötzlich seinen Augen eine neue und stärkere Sehkraft ertheilt; wie in einem reinen Spiegel erschien ihm das mannichfaltige Thun und Treiben der Menschen, und er vermochte zu schauen und

zu erkennen ihre Werke und Thaten in allen Ländern und Gebieten der Welt. Da rief der Alte:

„Herr! die Zeit deiner Lehre ist verflossen, und ich bin hochbeglückt, daß ich der Erste bin, der dir huldigt, als dem unsterblichen Gebieter dieser Gebürge. Empfange diesen Stab von Eisen — dem ersten und wohlthätigsten Metalle — es ist der Stab der Gewalt, der deinen Willen frei und dich zum Gebieter der Sterblichen macht. Siehe hin auf deine Burg — dieser Augenblick hat den unseligen Zauber gelöst, der auf ihr lastete — die bedrängten Bewohner des Sees haben ihre menschliche Gestalt wieder bekommen, und treiben sich freudig am Ufer hin und her. Gehe, alle deine bisherigen Hausgenossen zu entlassen und in ihre Heimath zu senden, denn alle Geister der Elemente harren deines Winkes, und es ziemt dir nicht länger, dich von Sterblichen bedienen zu lassen.“

Koronatus begab sich eilig in seine Burg, und schon von weitem schallten Töne der Freude an sein Ohr; die alten Freunde, die durch so wunderbare Gewalt lange getrennt gewesen, umhalseten sich, und jubelnd dankten sie ihrem Erlöser. Der Prinz beschenkte alle reichlich, und deutete ihnen an, daß er ihrer nun nicht mehr bedürfte und sie ihre Straße ruhig ziehen könnten. So lieb die treue Dienerschaft ihren guten Herrn hatte, so waren doch alle gar sehr erfreut, aus solcher Einsamkeit erlöst zu seyn, und ihre Heimath wieder aufsuchen zu dürfen, und sie zogen insgesammt, ihrem großmüthigen Befreier reichen Segen wünschend, von dannen.

Als Koronatus Dienerschaft an dem Hoflager der Herzogin ankam, und diese hörte, wie ihr Sohn der Herr und Gebieter vieler tausend Erdgeister geworden, da fing sie an sich zu fürchten, er möchte seine große Gewalt dazu anwenden, sich zu rächen für die unnatürliche Härte, die sie an ihm bewiesen, und hatte Tag

und Nacht auf nichts angelegentlicher zu sinnen, als wie sie den beleidigten Sohn versöhnen möge; sie sandte Bothen an ihn, in den demüthigsten Ausdrücken um seine Vergebung zu flehen; aber Koronatus wollte nichts von ihr hören, und sandte alle ihre Abgesandten wieder heim, ohne mit ihnen zu sprechen, bis endlich Adleta ihre Zuflucht zu seiner treuen Amme nahm, und diese bat, als letzte Bothin des Friedens in die Riesenberge zu ziehen, und ihr die Vergebung des Bergherrn zu erflehen. Basilia wurde von ihrem ehemaligen Zögling freundlich empfangen, und auf ihr Bitten vergab er der boshaften Mutter, und versprach weder ihr noch ihren Nachkommen ein Leid zuzufügen.

Von dieser Zeit an bewohnte Koronatus einsam seine Burg und beschäftigte sich, durch seine Kunst und Macht den Menschen Wohlthaten zu erweisen, und oftmals auszugleichen, was die Geschicke oder menschliche Bosheit ungleich gemacht hatte; wie er in vielerlei Ge-

stalten den Wanderern und Bedrängten als ein Helfer erschienen, ja selbst wie er einst für eine böhmische Prinzessin so sehr in Liebe entbrannt, daß er ihr zu Willen die Rüben seines Feldes gezählt, und sie während der Zeit mit einem Buhlen entwichen, von welcher Geschichte er den Spottnamen Rübezahl erhalten, so daß sein eigentlicher Name endlich ganz in Vergessenheit gerathen — auch von dem vielen Schabernack, womit er in spätern Zeiten sich an seinen Spöttern gerächt, ja die meisten seiner Thaten und Begebenheiten haben schon so viele Dichter in lieblichen Liedern verkündet, daß es wohl Vermessenheit wäre, solche abermals zu wiederhohlen; doch sind darunter meines Wissens drei anmuthige Mährlein nicht begriffen, womit ich meinen Lesern nunmehr die Zeit zu kürzen gedenke.

Erstes Mährchen.

Lidomir und Prinzessin Claribella

oder

die Wunderquellen.

1.

Während der letzten Lebensjahre des weisen Krokus, der in Böheim Richter war, und nach dessen Tode führte der tapfre Arpad das Regiment in Hungarn, und brachte so viele Länder und Völker unter seine Herrschaft, daß er vermeinte, es könne ihm niemand mehr widerstehen und beschloß, um sich einen unsterblichen Ruhm zu erwerben, mit seiner ganzen Macht gegen den Maurenkönig von Grenada, Almansor, zu ziehen, welcher sich damals im Besitz von ganz Hispanien befand, und mit seinen siegreichen Heeren auch Gallien bedrohte; zu diesem Zweck berief er alle Großen seines Reiches, sich an seinem Hoflager einzufinden, weil er eine gar wichtige Sache mit ihnen zu überlegen habe.

Als die Magnaten erschienen, empfing sie Arpad mit köstlichen Gewändern bekleidet, in einem sehr großen und herrlichen Saale, an dessen Wänden die ruhmwürdigen Schlachten des makedonischen Alexanders von kunstreichen Händen gewoben waren; er erhob sich von seinem Thron, begrüßte die Kommenden gar freundlich, und, nachdem sie auf vier und zwanzig goldnen Stühlen Platz genommen hatten, machte er sie mit seinem Willen bekannt. Die Magnaten hörten sehr aufmerksam der Rede ihres Königs zu, und als er endete, bezeugten ihm alle ihre Freude über seinen Vorschlag, und wie sie bereitwillig wären, in kurzer Zeit mit ihren Mannen bei ihm einzutreffen, und sofort dem stolzen Feind entgegen zu ziehen. Nur allein Clemens, der weise Magnat von Arrabona, der schon über hundert Jahre alt, und mit Recht für den größten Astrologen der damaligen Zeit gehalten wurde, erhob sich von seinem Sitze, und sprach:

„Großmächtigster König! gar groß ist deine Macht und ehrenvoll dieß Vorhaben, deines

erhabnen Muthes auch sehr würdig, und ich gedachte wohl schon lange, wie es deiner Tapferkeit wohl anständig wäre, die Fesseln des hispanischen Reiches zu lösen, den afrikanischen König daraus zu verjagen, und solches unter deinen Zepter zu bringen; aber ich habe die Sterne darüber rathgefragt, die mir lauter böse Zeichen gaben." —

Da unterbrach ihn der König fragend:

„Wie? sollte es möglich seyn, daß die Sterne diesem löblichen Unternehmen Unglück verkündeten? Ein zahlloses Heer, von tapfern Rittern geführt, sollte nicht im Stande seyn, den stolzen Almansor zu bändigen?"

Und Clemens entgegnete:

„Herr! sie werden Tod und Verderben über die Lande deiner Feinde bringen, große Schlachten werden geliefert, und deine Ritter darin Heldenruhm erwerben; aber der Ausgang dieses Krieges wird für dich leidvoll seyn, und viele deiner tapfern Paladine werden in Gal-

liens und Hispaniens Auen den Geiern zur Speise dienen.“

Als der Magnat von Siscia, mit Namen Daniel, diese Rede hörte, rief er dem König zu:

„O mächtiger Arpad! höre nicht weiter die Träume eines Mannes, den sein hohes Alter schon wieder zum Kinde gemacht hat, und du, Clemens! dem es besser ziemte, die Kutte eines Einsiedlers als ein ritterliches Schwert zu tragen, weissage hier, so viel du willst, aber sobald wir in den schönen Auen Hispaniens kämpfen, da will ich der einzige Prophet seyn, den der König hören soll. Zwar lese ich nicht in den Sternen, doch lese ich in den Herzen der hungarischen Ritterschaft, und dort stehet geschrieben, daß du ein falscher Prophet bist, dem nicht die Sterne, sondern seine Feigheit solches Unglück geweissaget hat.“

Alle jungen Ritter stimmten laut und einmüthig dem übermüthigen Daniel bei; aber die

Alten, die sich noch der Tapferkeit erinnerten, die Clemens unter Arpads Vorfahren dem weisen Ugek und dem machtvollen Almus an den Tag gelegt, hörten unwillig die frechen Reden dieses wilden Mannes, und gaben ihm ihr Mißfallen darüber zu erkennen. Arpad hatte mit Unruhe die Rede des Clemens gehört; aber sein thatengieriger Sinn, und das Vertrauen, das er in Daniels Stärke und Tapferkeit setzte, beruhigte ihn sogleich wieder, und er versetzte:

„Ihr Großen des Reiches! mein Entschluß ist gefaßt, und ich bin sehr erfreut, daß die meisten von euch mit mir gleichen Sinnes sind. Ich glaube, daß Mühen und Gefahren unser harren; aber dafür wird auch die ewige Palme des Ruhmes unser Theil seyn. Laßt uns ausziehen, den stolzen Almansor zu besiegen, denn unsre Ehre gebeut dieß; und müssen wir fallen, so geschehe es auf eine rühmliche Weise."

Da rief Daniel vergnügt aus:

„O mein großer König und Herr! dein

Ruhm wird aller Orten erschallen, wo die Sonne ihre Strahlen hinwirft, und ich schwöre, daß ich dir überall folgen, in keiner Gefahr von dir weichen will."

Alle Magnaten erhoben sich von ihren Sizzen und Daniels Schwur widerhallte unter ihnen; aber Clemens sprach:

„Ich bewundre den Muth, den du, mein König! an den Tag legest, selbst nachdem dir ein schlimmes Ende verkündet worden ist. Die bösen Zeichen würden auch mich nicht abhalten, dir auf diesem Zuge zu folgen, wie ich mit deinem Vater und Großvater in alle Schlachten zog; aber — meine Stunde naht heran, und ehe ihr Hungarn verlasset, werde ich schon im Grabe schlummern. Da du, o großer König! entschlossen bist, diesen Kampf zu unternehmen, so will ich, ehe ich verscheide, dir noch ein großes Geheimniß mittheilen, welches vielleicht allein das große Unglück abwenden oder mildern kann, so deinem Haupte droht.

Wisse; in den Riesenbergen wohnt ein junger Prinz, der an Stärke und Tapferkeit alle Lebenden übertrifft; er ist aus deinem Stamme entsprossen, ein Sohn deines glorwürdigen Oheims, Olaus, und der böhmischen Prinzessin Zwatislawa; als sein Vater durch schändlichen Verrath erschlagen war, da floh die schöne Zwatislawa in ihr Vaterland, und gebahr dort unter dem Schutze des Berggeistes Rübezahl einen Sohn; nachdem starb sie. Rübezahl hat die Erziehung des Prinzen übernommen, und ihn in allen ritterlichen Uebungen sorgsam unterrichtet, so daß er schon der stärkste und gewandteste Krieger in der Welt ist, obschon er kaum das achtzehnte Jahr erreicht hat. Wenn du den Prinzen Lidomir zu dem Zuge gegen Almansor mitnehmen kannst, so ist es möglich, daß dich ein glücklicher Ausgang erfreuet — doch mußt du nicht glauben, daß es so leicht ist, ihn dem Rübezahl zu entführen; sein Schloß ist auf einem hohen Felsen gebaut und rings von einem See umgeben; überdieß versteckt es die Kunst des Geistes sowohl, daß kein Mensch

es zu erblicken vermag, er habe denn den wunderbaren Fingerreif des Rübezahl, welcher sich nun in den Händen der böhmischen Fürstin Libussa befindet." —

Der stürmische Daniel, welcher wohl einsah, daß die Rathschläge des Magnaten von Arrabona den Krieg verzögern würden, ließ den weisen Greis nicht ausreden und rief unwillig aus:

„Wie thöricht sind wir doch, das Geschwätz eines alten Träumers anzuhören, welcher uns von einem Helden erzählt, der vielleicht nur in seinem Gehirn zu finden ist — was sollen wir mit ihm? was bedürfen wir anderer als unserer eignen Kraft?"

Aber Clemens erwiederte ernsthaft und mit feierlicher Miene:

„Schweige, junger Mann! bald wirst du sehen, ob du Recht hattest mein Alter mit harten Worten zu beschimpfen, und du, o mein König! noch einmal bitte ich dich, meinen Rath-

schlag nicht zu verachten, damit du nicht schwere Leiden auf das Haupt deiner Völker sammelst."

Bei diesen Worten befiel eine plötzliche Schwäche den Greis; er wankte, sank nieder und verschied wenige Minuten nachher in den Armen seiner Freunde.

2.

Arpad, welcher den Magnaten von Arrabona sehr geschätzt und geliebt hatte, erschrack über dieses Ereigniß, das keinen Zweifel an seinen Worten mehr zuließ. Alle waren bestürzt, selbst der wilde Daniel hielt in seinen Schmähreden ein, und des Königs größte Sorge war dahin gerichtet, die Burg des Rübezahls zu entdecken; er wußte, daß es fruchtlose Mühe seyn würde, dahin zu ziehen, ohne den Fingerreif der Libussa, und diese kunstreiche Prinzessin kannte er zu wohl, als daß er hätte hoffen können, sie werde sich jemals entschließen, einen Theil ihrer Macht aus der Hand zu geben. Alles sann fruchtlos hin und her,

wie dieser Ring zu erhalten sey, als Menas, der Magnat von Mursa, folgendermaßen zu sprechen begann:

„Mit Gewalt werden wir den Reif der Libussa nicht erhalten, denn wenn wir gleich Böhmen überfielen, so bleiben dieser zauberischen Fürstin noch Künste genug, uns zu entgehen; wir müssen daher zur List unsre Zuflucht nehmen. Ich habe einen Sclaven, der, in allen Arten der Schelmerei wohl erfahren, die reichste Erfindung des Geistes mit aller Gewandtheit der Hand verbindet; tausend Streiche hat er schon verübt, die ihm mehrmals den Hals gekostet haben würden, wenn nicht die Fruchtbarkeit seines Geistes, der stets etwas Neues zu ersinnen versteht, ihm jedesmal Gnade verschafft hätte. Ich will ihm auftragen, den Ring der Libussa zu entwenden, und wenn es diesem nicht gelingt, so wird es gewißlich keiner ausführen.“

Auf des Königs Befehl ließ Menas den Sclaven rufen, dem ein so wichtiger Auftrag

gegeben werden sollte; es war dieß ein Zwerg, dessen ungestaltete Figur alle Blicke auf ihn zog, denn er war nicht höher als ohngefähr drei Fuß, vor- und rückwärts höckerig, hinkte auf dem linken Beine, und von seinem Haupte, das eine ungewöhnliche Größe und Dicke hatte, hingen rothe struppige Haare; aber seine Augen waren so lebhaft und schelmisch, daß ihn alle Magnaten wohl fähig hielten, einen solchen Streich auszuführen. Fabian (so hieß der Zwerg) wurde von der Sache unterrichtet, und um ihn in seiner Betriebsamkeit aufzumuntern, versprach ihm Arpad eine Grafschaft zum Lohne.

Fabians kleine Augen leuchteten mit doppeltem Feuer bei dieser Zusage, und er versicherte, daß er nichts mehr bedaure, als daß der Weg so weit sey, und er nicht dem königlichen Herrn noch denselben Tag beweisen könne, wie begierig er sey, seinen hohen Willen ins Werk zu richten. Während dieses Gespräches entwendete Fabian eine große Menge der Kostbarkeiten des königlichen Thrones, ohne daß

es jemand bemerkte, obgleich aller Augen auf ihn gerichtet waren; dann machte er sich auf den Weg nach Böhmen an das Hoflager der Libussa, während Arpad die Großen seines Reiches entließ, mit dem Befehle, sich bereit zu halten, daß sie gleich nach der Rückkehr des Zwerges ihren Zug antreten könnten.

Zur damaligen Zeit ging es in Böhmen gar festlich zu, denn es war die kriegerische Königin der Sarmaten, Wanda, ihre Base Libussa zu besuchen gekommen, und ihr zu Ehren wurden täglich Kampfspiele oder große Jagden angestellt. So war auch eines Tages der ganze Hofstaat versammelt, und Fürst Ritogar von der Insel Rügen eben angekommen, welcher, in heiße Liebe für die schöne Wanda entbrannt, seiner grausamen Herrin überall folgte, die das Leben der Amazonen erwählt hatte; aber Ritogar hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, ihren harten Sinn zu erweichen. Alles zertheilte sich in dem weiten Forst, und als Libussa in eine einsame Gegend kam, stieg sie ermüdet vom Rosse und ließ sich im Grase nie-

der, über die Geheimnisse der Natur und das Wesen der Götter nachzusinnen; während sie in tiefe Betrachtungen sich verlor, wurde sie durch einen ungestalten Zwerg, der, in das Gewand eines Pilgrims gehüllt, langsam an einem Stabe daherschritt, in ihrem Nachdenken gestört; er ließ sich vor ihr ehrerbietig auf ein Knie nieder und sprach:

„Erhabne Fürstin! weil du so schön und glanzreich bist, wie die Götter des Himmels, und an hohem Liebreiz der Lado ähnlich, so glaube ich, du wirst auch wohlthätig wie diese seyn, und einem Armen, den gar großes Leid darniederbeugt, eine kleine Wegzehrung verehren.“

Die Herzogin reichte dem Bettler einige Münzen, und dieser empfing diese reiche Gabe mit so großen und unmäßigen Freudenbezeugungen, daß es schien, als wäre er gar nicht mehr Herr über sein dankbares Gefühl; er ergriff Libussens Hand, drückte sie zwischen den seinigen, und rief:

„O Fürstin! mögen dir doch die Götter das theure Gut reichlich belohnen, das ich so eben von deiner freigebigen Hand erhalten habe.“

Nach diesen Worten grüßte er die Herzogin mit einem ehrerbietigen und demüthigen Wesen, und entfernte sich von ihr mit allen Zeichen der größten Freude.

3.

Als der Zwerg fortgegangen war, versank Libussa wieder in ihre Träumereien; aber bald bemerkte sie den Verlust des Fingerreifs, der ihr, seiner wundervollen Eigenschaften wegen, über alles theuer war, und es ist unmöglich, ihren Schrecken und Traurigkeit zu beschreiben; sie fiel kraftlos auf die Erde, und aus ihren schönen Augen rollten Ströme von Thränen, den grünen Rasen befeuchtend. Endlich besann sich die Fürstin, daß sie mit ihrer Betrübniß die Zeit verliere, die zur Verfolgung des Räubers angewendet werden konnte; sie erhob sich schnell, stieg zu Pferde und ritt dem Zwerge

nach; aber sie konnte ihn nirgends finden, obschon er zu Fuße noch nicht weit gekommen seyn konnte; daraus schloß sie, daß er einen andern Weg genommen und hielt es fürs Beste durch den Ton ihres Jagdhornes die ganze Jagd um sich zu versammeln und eine Menge berittener Männer dem Diebe in allen Richtungen des Waldes nachzusenden, damit sie den bübischen Zwerg auffänden, und ihm seine kostbare Beute wieder abnehmen mögten. Sobald die anwesenden Ritter den Unfall der Herzogin erfuhren, verließen sie den Ruf der Jagd und vertheilten sich nach den verschiedenen Weltgegenden im dichten Forst, um den Zwerg aufzufinden. Auch Wanda, durch die Betrübniß ihrer schönen Wirthin gerührt, machte sich mit den Rittern auf den Weg, nur Ritogar fehlte, und keiner wußte, wo er geblieben war, während ihm ein nicht minder schlimmer Streich widerfahren war, der ihn hinderte, sich so schnell bei der Jagdgesellschaft wieder einzufinden; der Fürst hatte nämlich, ein wildes Thier verfolgend, sich weit von allen übrigen ent-

fernt, und weil er ein pfeilschnelles Roß besaß, dem, als dem besten Renner in der Welt, kein Wild entkam, so wollte er das Thier seiner Geliebten entgegen jagen, damit ihr die Freude zu Theil würde, solches zu erlegen — da begegnete ihm auf dem engen Waldpfade ein Zwerg, der schon von weitem auf die Knie fiel, und mit einer vom Weinen gebrochenen Stimme rief:

„O edler Ritter! wenn dein Herz nicht fühllos für fremdes Leid ist, so eile der Unschuld beizustehen, die in gar großer Gefahr ist.“

Ritogar hielt sein Pferd an, und fragte den Zwerg, was sein Begehr sey?

Da entgegnete der Kleine:

„Herr! ich begleitete eine schöne und tugendhafte Prinzessin, die ich durch meine List aus der Gewalt einer boshaften Zauberin befreit hatte. Nun sind wir auf der Rückreise zu dem Hoflager ihres Vaters, des Fürsten

von Bulgarien begriffen; aber als wir am Eingange dieses Waldes bei einem verfallenen Schlosse vorüber zogen, welches der böhmische Brennus erbaut haben soll, stürzte aus dem Gemäuer ein ganz gewappneter Ritter hervor, näherte sich uns und ward von den Reizen der Prinzessin so in Liebe entbrannt, daß er sie gewaltsam mit sich in das Schloß schleppte.“ —

Der Zwerg wollte mit neuen Bitten in den Ritter dringen; aber der hochherzige Ritogar ließ ihn nicht mehr zu Worte kommen, sondern befahl ihn alsbald an den Ort zu führen, wo ihm seine Gebieterin geraubt worden sey, und damit sie desto schneller dahin gelangten, hob er den Zwerg zu sich aufs Roß. In kurzer Zeit gelangten die beiden Reiter an den Ausgang des Waldes, und als sie das alte Gemäuer erreichten, versetzte der Kleine:

„Siehe, o Herr! dieß ist der Ort an den ich dich zu führen versprach. Wenn es dir Ernst ist, meine Prinzessin aus den Händen ihres Räubers zu befreien, so gehe durch jene

kleine Pforte ins Schloß, wo beide hineingegangen sind, und ich will mittlerweile dein Roß bewachen.“

Nachdem beide abgestiegen waren, ging Ritogar auf das Schloß zu; aber kaum hatte er sich zwanzig Schritte von dem treulosen Zwerg entfernt, so schwang sich dieser mit ungemeiner Leichtigkeit in den Sattel und rief Ritogar zu:

„Herr Ritter! die Prinzessin dankt dir gar sehr für deinen guten Willen, und trug mir auf, dir zu melden, sie habe sich mit ihrem Räuber schon vertragen, und bedürfe deines Beistandes nicht mehr. Was dein gutes Roß betrifft, so sorge nicht, daß es in üble Hände komme, denn ich werde es dem besten Krieger der Welt überliefern.“

Mit diesen Worten lenkte der Zwerg den Renner in den dichten Wald, und verschwand mit der Schnelligkeit eines Pfeiles aus Ritogars Blicken. Der Fürst konnte nicht begreifen, wie eine so kleine Kreatur einen solchen

Streich wagen könne, und wünschte nur zu wissen, welcher Ritter es sey, dem der Zwerg das gute Roß zudenke, um es einst durch die Gewalt der Waffen wieder gewinnen zu können; voll Unmuth über diesen Streich kehrte er zu den Fürstinnen zurück, fand aber nur Libussa, die ihm ihren Unfall mittheilte, und durch Erzählung des seinigen die letzte Hoffnung verlor.

4.

Der Zwerg, der Libussens Fingerreif und das Roß des nordischen Fürsten stahl, war, wie leicht zu errathen, der listige Fabian. Dieser Erzschelm, nachdem er sich von dem Hoflager des Königs von Hungarn entfernt, hatte auf der Reise Zeit genug, über die Art und Weise nachzusinnen, wie er seinen Streich ausführen wolle; als er sich Prag näherte, erzählte man ihm von den erlauchten Gästen, die sich eben bei der Herzogin befanden, und dem wundervollen Renner, den Ritogar besitze, so daß er beschloß, auch diesen für den tapfern

Lidomir zu entwenden. Nun harrte Fabian eines günstigen Zeitpunkts zur Ausführung seiner List; die Jagd bot ihm selben dar, und er sah sich in Kurzem als Besitzer des Renners, den er in einer Höhle des Waldes verbarg, und eine Pilgrimskutte überwarf, um auch den Ring der böhmischen Herzogin zu stehlen; als er alles dieses verrichtet, machte er sich wohlgemuth auf den Rückweg nach Hungarn, um von dem Könige seine zum Lohn versprochene Grafschaft abzufodern.

Wanda jagte mittlerweile im Walde herum, und sah sich allerwegen um, ob sie keinen Zwerg im Pilgerkleide erblicke — da traf sie auf den Fabian und fand, daß er wohl viele Aehnlichkeit mit dem Bilde habe, so Libussa von ihm entworfen; sie hielt einen Augenblick an, ihn näher zu betrachten, da er jedoch auf einem herrlichen Rosse saß und ein reiches Gewand nach Knappenart trug, so wußte sie nicht, was sie davon halten sollte, und nahete sich ihm immer mehr; aber der Betrüger, der

sie — wenn gleich die Königin mit einem männlichen Harnisch bekleidet war — sogleich erkannte und ihre Absicht errieth, nahm sich alsbald vor, auch ihr einen Streich von seiner Art zu spielen, er sprengte ihr also selbst entgegen und sprach mit einer verlegenen Miene:

„Herr Ritter! dürfte ich wohl wagen, an dich die Frage zu stellen, ob du nicht etwa hier im Walde einen kleinen Menschen gesehen hast, ohngefähr so gebaut wie ich selbst, der aber das Gewand eines Pilgrims an hat und einen Stab in der Hand trägt."

Die Königin verneinte dieß, und war über solche Frage sehr verwundert.

Da fuhr Fabian fort:

„Wahrhaftig, dieses ist der gewandteste und gefährlichste Spitzbube, den es in der Welt gibt. Vergönne mir, edler Herr! daß ich dir den Streich erzähle, welchen mir dieser Schelm gespielt hat. Die Faye Sophora, meine Gebieterin, die von den großen Verdiensten der

kriegerischen Königin Wanda gehört hat, welche sich jetzt hier bei Libussen befindet, hat, um jener einen Beweis ihrer großen Hochachtung zu geben, wie er sich für eine fürstliche Heldin geziemt, mit ihrer Kunst ein Schwert für Wanda geschmiedet, von außerordentlicher Güte und Reichthum; sie hat mich aus ihrer Dienerschaft erwählt, das kostbare Geschenk an die sarmatische Königin zu bringen, und ich war glücklich bis hieher nach Böhmen gekommen, als ich gestern mit dem Zwerg zusammenkam, von dem ich dir erzählt habe. Die Aehnlichkeit unsrer kleinen Gestalt machte, daß wir bald bekannt wurden; er sagte mir die Absicht seiner Reise, ein Kleinod von der Herzogin Libussa abzuholen, und ich war thöricht genug, ihm auch mein Geschäft zu entdecken; wir schwatzten zusammen bis tief in die Nacht, wo wir uns am Eingang dieses Waldes befanden, und hier unter einem Baume zu übernachten beschlossen. Ehe ich einschlief, legte ich das kostbare Schwert unter mein Haupt, und genoß der Ruhe, in der sichern Meinung, mein Kamerad werde das-

selbe thun; denke dir meinen Schrecken, erlauchter Ritter! als ich am Morgen statt des Schwertes, so mir die Faye mitgegeben, einen krummen Säbel, aus Holz geschnitten, fand, welchen der Spitzbube mir geschickt unter den Kopf zu schieben gewußt hatte."

Bei diesen Worten des Zwerges konnte sich Wanda eines lauten Lachens nicht enthalten; Fabian schien darüber beleidigt und rief mit verstelltem Unwillen:

„Du lachst noch über mein Unglück? — man sieht wohl, daß dieses reiche und köstliche Schwert nicht für dich bestimmt war, schwerlich würdest du sonst seinen schändlichen Verlust so lustig finden. Aber, ich Unglücklicher! welche Vorwürfe wird mir meine Gebieterin und die Königin Wanda machen."

Bei diesen Worten fing der Zwerg zu weinen an, und die Königin versetzte:

„Betrübe dich nicht, mein lieber Zwerg! denn du bist ja nicht an dem Unglücke schuld,

so dich betroffen hat. Zwar weiß ich nicht, was deine Faye dazu sagen wird; was aber Wanda betrifft, so sagt man, sie sey großmüthig, und ich bin überzeugt, sie wird mit dem guten Willen der Faye vorlieb nehmen, wenn sie auch das kostbare Geschenk nicht erhält."

Mit diesen Worten zog sie ihr eignes Schwert aus der Scheide, reichte es dem Zwerg zum Ansehen, und fuhr fort:

„Betrachte dieses Schwert! — die Edelsteine, womit es geschmückt ist, sind mehr als ein Königreich werth, und doch schätze ich die vortreffliche Klinge noch weit höher."

Fabian nahm das dargereichte Schwert, und, nachdem er es mit der Miene eines Menschen, der in die größte Verwunderung versunken ist, lange betrachtet hatte, ersah er den Augenblick und spornte sein Roß, daß er sogleich mit dem kostbaren Schwert von der Königin entfernt war. Der Verräther hatte mit einem so natürlichen Wesen geredet, daß Wanda

gar kein Mißtrauen in ihn setzte, und als er nun mit dem Schwerte, das sie selbst zu unvorsichtig in seine Hand gegeben, entwich, wurde sie dadurch so sehr überrascht, daß sie nicht einmal so viel Ueberlegung hatte, ihn zu verfolgen; aber der listige Zwerg, wie er eine ziemliche Strecke voraus hatte, sah sich um, und da die Königin sich noch nicht von ihrem alten Platz entfernt hatte, hielt er sein Roß an und rief ihr aus allen Kräften zu:

„Herr Ritter! wenn die Königin Wanda etwa deine Freundin ist, so sage ihr, daß ich dieß Schwert mit zu jenem genommen, so ihr die Faye zum Geschenk bestimmt habe, und blos versuchen wolle, welches das beste sey.“

Diese boshaften Worte weckten die Königin aus ihrer Unthätigkeit — wüthend jagte sie dem Räuber nach, und würde in ihrem großen Zorn ihm das Haupt mit der Faust zerschmettert haben, wenn es möglich gewesen wäre ihn einzuholen; aber obschon sie eines der vortrefflichsten tartarischen Rosse hatte, so war ihm

doch Ritogars Roß — welches sie nun zu spät erkannte — an Leichtigkeit weit überlegen. Wanda verfolgte den Dieb lange Zeit, ohne ihm je näher zu kommen, als es dem verschmitzten Zwerg gefiel, sie nahen zu lassen. In großem Zorn rief ihm die Königin zu:

„Halt ein, Treuloser! daß ich dir deinen verdienten Lohn auszahle.“ —

Aber Fabian entgegnete mit hönischem Lachen:

„Ich wäre wohl sehr thöricht, dich zu erwarten, denn in der Wuth, in der du jetzt bist, ist mit dir nichts anzufangen.“

Durch solche und ähnliche Spottreden erzürnte der Zwerg die Königin immer mehr, bis er endlich sein Pferd in den schnellsten Lauf setzte und aus ihren Augen verschwand.

5.

Ich will nichts mehr sagen von dem fruchtlosen Grimme der Königin, die nun ermüdet von langer Verfolgung des Zwerges zu Libus-

sen zurückkehrte, und während jene drei Beraubten einander wechselseitig trösten, wollen wir den verschmitzten Fabian an das Hoflager des Königs von Hungarn folgen, der seiner Ankunft mit verdoppelter Sehnsucht entgegen sah, und seiner Kunst gar sehr bedurfte, denn das Volk der Hungarn, welches von den Weissagungen des Magnaten von Arrabona erfahren hatte, weigerte sich gegen den Maurenkönig zu ziehen ohne dem jungen Lidomir, dessen Gegenwart das drohende Unglück von ihm abzuwenden vermöge. Als nun Fabian vor dem Thron des Königs trat, rief ihm dieser schon von weitem entgegen:

„Welche Botschaft bringst du mir? Ist das Kleinod in deiner Gewalt, das uns den Heldenjüngling gewinnt, oder muß ich mein rühmliches Vorhaben aufgeben?“

Da warf sich der Zwerg demüthig an den Stufen des Thrones nieder, und entgegnete:

„O großer König! deiner Tapferkeit wird nichts unmöglich seyn, und ich bringe dir aus Böhmen, was du zu deinem Vorhaben bedarfst.“

Da fragte der König freudig:

„Du bringst mir also den wunderbaren Fingerreif der Libussa?“

Und der Kleine erwiederte:

„Ja, Herr! und noch überdieß den schnellsten Renner von der Welt, den ich dem Rügenfürsten abgenommen, und das unvergleichliche Schwert der Sarmatenkönigin Wanda.“

Da rief der König voller Freuden aus:

„O mein lieber Fabian, wie sehr verdienest du den Lohn, den ich dir versprochen habe — ja, nicht allein die Grafschaft Syrmium sey dein Eigenthum, sondern ich will dir alles gewähren, was du von mir foderst.“

Als Fabian dem König die Art und Weise erzählte, wie er drei so kostbare Dinge entwendet habe, war dieser darüber sehr vergnügt,

ließ sogleich reiche Gewänder bringen, beschenkte ihn mit vielen und kostbaren Kleinodien und belehnte den Zwerg vor allen Magnaten mit der versprochenen Grafschaft.

Der neue Graf zeigte nun dem ganzen Hofe die Wunderwerke, die er aus Böhmen mitgebracht, und alles bewunderte das Roß und das Schwert, nicht länger an dem glücklichen Ausgang ihres Vorhabens zweifelnd. Dann schickte sich der König an, von Fabian und dem Magnaten von Mursa begleitet, ins Riesengebürge zu ziehen und den Prinzen Lidomir aufzusuchen und für sein Unternehmen zu gewinnen; aber alle Großen des Reiches baten ihn, zu gestatten, daß sie ihm dahin folgten, und sie meinten, der Prinz werde einen so großen und tapfern König, zumal wenn er mit einem großen Gefolge von Rittern und Fürsten zu ihm käme, seine Begleitung auf einem so ruhmvollen Kriegszuge nicht abschlagen; sie zogen durch Mähren und einen Theil des blühenden Böhmerlandes, und gelangten an einem

schönen Morgen in eine anmuthige Ebene zwischen den Riesenbergen, an deren Ende sie den See und die Felsenburg des Rübezahl entdeckten. Menas, der viel herumgereist und öfters an diesem Orte gewesen war, erinnerte sich niemals diese Burg gesehen zu haben, und sie prießen die große Tugend von Libussens Fingerreif über die Maßen.

Als Rübezahl von der Zinne seiner Burg diese zahlreiche Schaar von Rittern sah, und ihre Absicht erkannte, da ward er sehr um seinen kühnen Zögling besorgt, denn als er in Lindomirs frühester Jugend die Sterne über sein künftiges Geschick rathfragte, da ward ihm kund, daß dieser bestimmt sey, durch seine außerordentliche Kraft gar viele Ritter und Helden zu besiegen; doch drohe ihm große Gefahr, und wenn er im Jünglingsalter sich nicht bewahre in die Netze einer schönen Jungfrau zu fallen, so werde diese ihn sicherlich mit sich selbst ins Verderben ziehen — da die Sterne nicht deutlich aussagten, ob solches Unheil zu verhü-

ten oder nicht, so hatte Rübezahl beschlossen, seinen Zögling auf der Burg zu behalten, bis er ins Mannesalter getreten; dann aber in die Welt zu großen Thaten einzuführen, und wenn die Näherung des Königs von Hungarn und der Zweck derselben ihn beunruhigte, so tröstete ihn die Unmöglichkeit über den See zu kommen, dessen Brücke längst vernichtet, und in der ganzen Gegend kein Fahrzeug zu finden war. Diese Betrachtung war es, die auch Arpad besorglich machte, aber Fabian nahte sich ihm und sprach:

„Mein königlicher Herr! wir vermögen hier durch Gewalt nichts auszurichten, doch wenn du meinen Vorschlag genehmigst, so glaube ich durch eine kleine List den Prinzen wohl herab zu locken. Lasse auf dieser Ebene ein Kampfspiel anstellen; deine Ritter mögen sich im Lanzenstechen üben, und gewißlich, wenn Lidomir solches sieht, so wird in seinem kriegerischen Gemüth die Begier erwachen, daran Theil zu nehmen; so er aber herab kommt, sey es nur

meine Sorge, ihn deinem Vorhaben geneigt zu machen."

Fabians Rath fand allgemeinen Beifall, und Arpad beschloß ihn auszuführen, indem er seine Ritter in zwei Schaaren theilte, wovon er selbst der einen befahl, und zum Anführer der zweiten den wildmuthigen Magnaten von Siscia ernannte. Die Lüfte wurden von dem Schall der schmetternden Trommeten erfüllt, welcher den kühnen Lidomir gar bald auf die Zinne der Burg lockte, wo er sah, wie die Ritter mit eingelegten Lanzen gegen einander rannten. Die Schaar des Königs hatte Unglück; zehn seiner Ritter stürzten auf dem ersten Angriff, da von der zweiten Schaar nur drei aus dem Sattel gehoben wurden. Alle Magnaten brannten vor Begier, ihre Tapferkeit vor demjenigen Prinzen zu zeigen, auf welchem ihre Hoffnung beruhte, so daß diese ritterliche Uebung schier das Ansehen des blutigsten Kampfes erhielt. Der starke Arpad, den Nachtheil sehend, den seine Parthei erlitten,

stellte in wenigen Augenblicken die Gleichheit wieder her, indem er mit seinem mächtigen Gaul unter die Gegner ritt, und in kurzer Zeit die meisten aus dem Sattel hob.

6.

Rübezahl war seinem Zögling auf die Zinne gefolgt, und beide sahen mit gar verschiedenen Gefühlen dem Kampfspiel zu. Lidomir schaute voll Lust und mit glänzenden Augen auf die gewaltigen Anstrengungen der Ritter; er rief dem kühnen Sieger Beifall, und sein schönes Antlitz glühte vor Begier, in der Mitte der Kämpfer zu seyn; aber da er weder Roß noch Rüstung zu solchem Spiele hatte, so bat er seinen Pflegevater, ihn wenigstens am Ufer des Sees dem Kampfe in der Nähe zusehen zu lassen.

Rübezahl, welcher wohl wußte, daß Lidomir gerade in dem gefährlichsten Alter seines Lebens stand, suchte ihn davon abzuhalten und sprach:

„O mein Sohn! das, was du siehest, ist ein gar böses Spiel. Siehe den Streit dieser Ritter als ein Netz an, welches eine ungünstige Macht dir stellt, dich in dein Verderben zu locken.“

Aber Lidomir entgegnete:

„O Vater! wenn der Himmel Macht über uns hat, wo werde ich seinen Fügungen entgehen? und ist mein Tod durch die Geschicke beschlossen, so hältst du mich umsonst hier zurück. Ich bitte dich, mich den Kampf dieser Ritter eine Stunde lang in der Nähe ansehen zu lassen, oder ich stürze mich selbst von der Höhe dieser Zinne herab.“

Rübezahl hatte dem jungen Gemüthe des Prinzen so viel Festigkeit eingepflanzt, daß er wohl Wort halten konnte, daher führte er ihn aus der Burg an das Gestade des Sees, und ihnen gegenüber hielt Fabian mit seinem herrlichen Renner, als ob er nur zufällig dem Kampfspiel zuschaue; sobald er Rübezahl und

seinen Zögling kommen sah, jagte er hin und wieder, und machte verschiedne Reiterkünste. Lidomir bewunderte die Schnelligkeit und schöne Gestalt des Rosses, das er wohl zu besitzen wünschte, und da der neue Graf, troß der schönen Gewänder, die ihm der König geschenkt, eben kein ritterliches Ansehen hatte, so hielt er ihn höchstens für einen Pferdehändler, und bat seinen Pflegevater, ihm das Roß zu kaufen; um ihm nicht jede Bitte abzuschlagen, fragte Rübezahl den Zwerg, ob er wohl so gut seyn wollte, ihm seinen Renner zu überlassen.

Fabian hatte nur diesen Augenblick erwartet, und entgegnete:

„Um keinen Preis verkaufe ich dieses herrliche Roß, denn die Ritter meines Vaterlandes haben ein Unternehmen vor, zu dem gewiß jeder, der den Ruhm liebt, sich mit ihnen verbinden wird — unser glorreicher König wird nach Hispanien ziehen, um den Mauren Almansor zu verjagen; Alt und Jung in ganz Hungarn greift zu den Waffen, und keiner der Magna-

ten bleibt zu Hause. Darum behalte ich mein Roß; aber wenn ein hochherziger Ritter, wie zum Beispiel dieser erlauchte Jüngling, es von mir fodert, um an diesem Zuge Antheil zu nehmen, dann schwöre ich euch, ich will ihm dieß Roß schenken und auch die schönen Waffen, die ihr am Fuß dieser Tanne liegen seht."

Da ließ Lidomir seinen Pflegevater nicht mehr zu Worte kommen und rief über den See herüber:

„O, wenn du mir dieses alles gibst, so will ich mich für dich in die Flammen stürzen; aber schenke mir es sogleich, denn ich kann es nicht erwarten, mich in den Kampf dieser tapfern Ritter zu mischen, und wie sie meinen Muth an den Tag zu legen."

Aber Fabian entgegnete:

„Erlauchter Jüngling! nicht hier sollst du dein Blut vergießen, denn diese Krieger sind alle Hungarn und Freunde, und der Kampf, den du siehest, ist nur eine ritterliche Lust; sie schlagen sich nur mit der Fläche des Schwer-

tes; Spitze und Schneide sind unter den schwersten Strafen verboten."

Da rief ihm Lidomir hastig zu:

„Gib mir nur dein Pferd und die Waffen, und lasse das Uebrige meine Sorge seyn. Du sollst sehen, daß ich mich so gut belustigen werde, als jene."

Bei diesen Worten erkannte der Berggeist, daß eine höhere Macht als die seinige, welche diesen Kriegsmuth in seines Zöglings Brust entzündet hatte, ihn zu großen Thaten rufe, und hörte auf, dieser zu widerstreben. Lidomir stürzte sich in den See und schwamm ans andre Ufer, um Fabians Geschenke zu empfangen, und Rübezahl kehrte in seine Burg zurück, den Jüngling seinem Geschicke überlassend.

In wenigen Augenblicken war Lidomir gewappnet, und gürtete das herrliche Schwert der pohlnischen Wanda, das in seiner Hand zum zerschmetternden Blitz werden sollte, um seine Hüften; dann sprang er auf den

Rücken des Rosses, ohne die Steigbügel nur zu berühren, und Fabian, als er ihn im Sattel sah, konnte nicht aufhören, sein edles und ritterliches Ansehen zu bewundern; er sprach zu ihm:

„Ziehe hin, o junger Held! und erfülle die Hoffnung, die auf dich gebaut ist.“

Lidomir, nachdem er den freigebigen Zwerg höflich gegrüßt und sich bei ihm bedankt hatte, flog wie der Donnerstrahl auf die Ritter zu, und in das dichteste Gedräng des Kampfspiels; er hob mehrere Ritter nach einander aus dem Sattel, und als er auch den tapfern Menas in den Sand gestreckt hatte, da ließ Daniel, der eben gegen Arpad rennen wollte, von dem Monarchen ab, und wandte seinen Stoß gegen den kühnen Fremdling, den er aber nicht einmal zu erschüttern vermochte, vielmehr gar bald das Schicksal der andern theilte. Der König selbst, der des fremden Ritters gewaltige Kraft bewunderte, wollte seinen Arm gegen ihn versuchen, aber auch er wurde auf

den Sand gesetzt; ihm folgten drei hungarische Ritter, die, gegen die Turniergesetze, zugleich auf den Unbekannten anrannten; jedoch er warf alle drei, und der Herzog von Siebenbürgen, über die unerhörte Tapferkeit des Fremdlings in Neid und böse Tücke entbrannt, versetzte ihm meuchlings einen Stich in den Rücken, wo der Harnisch zusammengefügt war, und flüchtete schnell, um sich vor der Strafe zu sichern. Lidomir, entrüstet über eine so schändliche That, wendete, obschon er verwundet war, schnell sein Roß, jagte dem Verräther nach, und wie er ihn an demselben Orte, wo Fabian ihn mit Roß und Waffen beschenkt hatte, einholte, hieb er ihm mit einem gewaltigen Streiche das Haupt vom Rumpfe. Als sich Lidomir so blutig gerächt hatte, fühlte er, daß er schwach wurde, denn das Blut quoll heftig aus seiner Wunde, und er bedurfte der Hülfe seines Pflegevaters; auf seinen Ruf erschien der Herr vom Berge, ließ den geliebten Jüngling durch seine Geister über den See tra-

gen, um dort seine Wunde zu untersuchen, und sprach mit trauriger Geberde zu ihm:

„O mein Sohn! wie gering ist meine Macht, daß ich dein Unglück nicht verhindern konnte.“

Aber Lindomir machte sich stärker, als er war, und entgegnete:

„Sey ruhig, mein Vater! ich bin zwar verwundet; aber lange nicht so sehr wie damals, als ich auf dem Felsen die jungen Wölfe erschlug, und die Alte mich in die Lende biß.“

Rübezahl untersuchte die Wunde, reinigte sie, und goß einen Saft hinein, mittelst welchem sie ohne weiteres Zuthun von selbst wieder heilte.

7.

Als Lidomir den Kampfplatz verlassen hatte, stellte der König das Rennen ein, und seine Ritter waren sehr beschämt, von einem ein-

zigen Fremdling so übel behandelt worden zu seyn; auch der König konnte sich gar nicht über diesen Unfall trösten, und als er bedachte, wie das ganze Kampfspiel blos um des böhmischen Prinzen willen angestellt, und er diesen dabei gar nicht erblickt — denn er bildete sich keinesweges ein, daß der unbekannte Krieger Lidomir gewesen sey — entbrannte er in Zorn gegen Fabian, der ihn herbeizuführen versprochen, und um den neuen Grafen zur Rede zu stellen, befahl er, ihn zu suchen, als einige Ritter den Kopf des Herzogs fanden, und denselben zum Könige trugen. Arpad gerieth in großen Grimm bei diesem Anblick, denn er hatte den Herzog stets für einen seiner tapfersten Krieger gehalten, und wollte wissen, wer es gewagt habe, sich mit einem solchen Morde zu beflecken. Einer der Knechte, welcher in der Nähe gewesen war, sagte aus: der Mörder des Herzogs sey auf dem Rosse des neuen Grafen von Syrmium geritten — mehr bedurfte es nicht, um den erzürnten König in den Wahn zu versetzen, das Verbrechen sey

von dem Zwerg begangen worden, und er trug sogleich dem Magnaten von Mursa auf, den Fabian zu fangen und an demselben Orte aufhängen zu lassen, wo der Leichnam des Herzogs war gefunden worden. Menas, welcher den Herzog von Siebenbürgen als seinen Freund geliebt hatte, ließ den Zwerg sogleich aufsuchen, den man, trotz seiner erlangten Würde, an Händen und Füßen band, und an den Ort seiner Bestrafung schleppte, Fabian mochte, so viel er wollte, die Dienste hererzählen, die er geleistet, und fragen, warum man ihn so mißhandle? keiner antwortete ihm, denn er war so verachtet, daß niemand mit ihm sprechen wollte, und als man ihn zu Menas brachte, sagte ihm dieser, er würde ihn, wenn sich kein andrer Henker für ihn fände, selbst an dem Galgen aufknüpfen.

Der unglückliche Fabian erfüllte die Luft mit seinem Klagegeschrei, welches aber die hungarischen Ritter gar wenig rührte, welche sich bereiteten, ihn die Strafe leiden zu lassen, die

der König so ungerechter Weise über ihn verhängt hatte. Mittlerweile war Lidomir wieder an das Gestade des Sees gekommen, und hörte die klagende Stimme Fabians, der ihn so reich beschenkt hatte; da säumte er keinen Augenblick, mit seinem Roß durch den See zu schwimmen, und kam grade in dem Augenblick herüber, wo der Henker seinen Strick um den Hals des Zwerges legen wollte; aber der Prinz stürmte so gewaltig unter die Ritter, daß die Kraft seines Armes sie bald zerstreute, und er die Bande des freigebigen Fabian löste. Menas, der umsonst versucht hatte, sich Lidomirs Beginnen zu widersetzen, eilte nunmehr zum Könige, dem er diese fast unglaubliche Botschaft überbrachte.

Arpad, schon früher in Begier entbrannt, den Unüberwindlichen zu kennen, eilte mit allen seinen Rittern auf den Platz hin, wo dieser den Zwerg befreit hatte, als er Lidomir mit Fabian auf sich zukommen sah; dieser erschrack bei dem Anblick des Königs und wollte

fliehen; aber der heldenmüthige Jüngling hielt ihn zurück und sprach:

„Bleibe und sey ruhig, denn ich will dich selbst zum Könige führen und ihn fragen, warum er dir Unrecht thut.“

Mittlerweile hatten sie den König erreicht, und Lidomir, nachdem er denselben ehrerbietig gegrüßt hatte, sprach folgende Worte zu ihm:

„Mächtiger König! ich bitte dich unterthänig, mir zu sagen, welches Verbrechen dieser kleine Mann begangen hat, und mir seine Gnade zuzugestehen, wenn er den Tod verdient, denn, so er unschuldig ist, gebeut mir die Dankbarkeit, welche mich bewogen, ihn aus Henkershand zu retten, selbst von dir Rechenschaft zu fodern, über die Mißhandlungen, so er erdulden mußte.“

Da entgegnete der König:

„O Ritter! deine Reden sind so vermessen, daß ich sie nimmer beantworten würde, wenn nicht deine große Tapferkeit dich zu einer so hohen Sprache berechtigte — wisse, er hat

dem edlen Herzog von Siebenbürgen den Kopf abgehauen.“

Lidomir erwiederte lächelnd:

„O großer König, wenn dieß sein ganzes Vergehen ist, so thatest du sehr Unrecht, ihn zum Tode zu verdammen, denn ich allein bin der Schuldige, wenn es ein Verbrechen ist, einen Treulosen zu bestrafen. Der Herzog hat mich gegen alles Recht und Billigkeit von rückwärts in die Seite verwundet, und ich habe mich an ihm gerächt, wie es einem Ritter geziemt; ist aber einer in deinem Gefolge, der damit unzufrieden ist, so trete er vor, und ich bin bereit im Angesicht deiner Majestät mit Schwert und Lanze mein gutes Recht zu vertheidigen.“

Und der König versetzte:

„Wenn der Herzog einer so schwarzen That fähig war, so hat er allerdings den Tod verdient; aber deshalb ist der Verräther, den du gerettet, noch nicht von aller Schuld frei, und der Strafe wohl würdig, die ich ihm zuge-

dacht, da er, mich mit einer falschen Hoffnung täuschend, versprach, den Prinzen Lidomir, der hier auf Rübezahls Burg wohnt, in unsre Mitte zu führen.“

Bei diesen Worten gewann Fabian, der vorher wie ein Espenlaub gezittert hatte, neues Leben und rief:

„O mein hoher Herr und König, warum hast du mich also zum Tode verurtheilt? — vielleicht um den Prinzen Lidomir den Ruhm zu verschaffen, daß er mich aus den blutgierigen Händen des Henkers Menas errette?“

Da errieth der König seinen Irrthum und fiel dem Fabian mit folgenden Worten in die Rede:

„Wie? der Ritter, welcher dich befreite, und unser aller Erstaunen durch seine große Tapferkeit erregte, ist Lidomir selbst, die Hoffnung und das Ziel unsres Zuges? — wenn es so ist, mein lieber Graf von Syrmium, so habe ich dir sehr Unrecht gethan, und ich bitte dich, es mir zu vergeben.“

Der König nahte sich dem Prinzen, und, ihn fest an seine Brust drückend, versetzte er:

„Edler Lidomir! ich hätte dich wohl an den Wundern deines Armes errathen sollen. Vergib, daß ich dich verkannte, und schlage es mir darum nicht ab, mich auf dem wichtigen Zuge gegeu den Maurenkönig Almansor zu begleiten.“

8.

Lidomir empfing die Liebkosungen des Königs mit Ehrfurcht und einem so edlen Anstande, daß ihn alle Anwesenden bewunderten; aber, nachdem er ihm versprochen hatte, mit nach Hispanien zu ziehen, ergriff er die Gelegenheit Arpad um eine Sache zu ersuchen, die er zu erhalten vor Begier brannte; es war dieß der Orden der Ritterschaft — er bat jenen darum und sagte, daß er hoffe größere Thaten zu vollbringen, wenn er des Vortheils genieße, von der Hand eines so tapfern Königs zum Ritter geweiht zu werden.

Mit vielen Freuden erzeigte der König Li-

domir diesen Dienst, wodurch er ihn noch mehr an sich zu fesseln gedachte; und als die Ceremonie vorüber war, erschien auf einmal der Herr vom Berge in ihrer Mitte, zu dem Prinzen sprechend:

„Lidomir! dein Schicksal ruft dich früher als es mein Wille war, in das Gewühl der Welt. Ich vermag es nicht mehr, dich vor den Gefahren zu schützen, die deiner harren, fern meinem Gebiete und meiner Macht. Drum vernimm die letzten Lehren deines Freundes. Bewahre dein Herz vor den lockenden Reizen der Schönheit, daß sie nicht frühe oder spät, mit zauberischer Tücke vereint, dich in große Noth bringe. — Ziehe hin, mein Sohn! und gedenke an Koronatus!“

Mit diesen Worten verschwand der wohlthätige Geist, und König Arpad machte sich mit allen seinen Rittern auf den Rückweg nach Hungarn, um seine Kriegsvölker zu sammeln und mit ihnen gegen Almansor zu ziehen; aber ehe sie aufbrachen, meinte der staatskluge Me-

nas, es wäre doch wohl gethan, wenn der König durch einen Gesandten die böhmische Herzogin Libussa auffodern ließe, eine Schaar mit gegen die Mauren zu senden; auch sagte er, es würde sich zu solcher Gesandtschaft keiner besser schicken, als der edle Prinz Lidomir, dessen anständigen und ritterlichen Wesen es gewiß gelingen werde, die Herzogin zu solcher Theilnahme zu bewegen, und der sodann die wackern Böhmen anführen könne. Der König fand diesen Rathschlag gut, und ohne der letzten Warnung des Herrn vom Berge, und der Gefahr, welcher Lidomir an dem böhmischen Hoflager ausgesetzt seyn würde, zu gedenken, ernannte er den Prinzen zum Botschafter, gab ihm den Ring des Rübezahl, dessen sie nun nicht mehr bedurften, um ihn der Libussa zurückzustellen, und bestimmte einen Ort, wo er mit den Böhmen zu seinem Heere stoßen sollte, da er beschlossen hatte durch das Land der Bojer gegen Gallien zu ziehen; dann nahm er von dem Prinzen Abschied und begab sich mit

allen seinen Rittern und Magnaten auf den Heimweg.

Lidomir, der sich nunmehr dem Dienst des Königs mit ganzem Sinne geweiht hatte, gehorchte ihm willig und gelangte grade nach der neuerbauten Hauptstadt, wie die Herzogin ihr Beilager mit dem weisen und glücklichen Primislaus feierte, und ihr Hoflager noch glänzender war als zu der Zeit, da der verschmitzte Zwerg dort gewesen war; zwar hatte die sarmatische Wanda und der Fürst der Rügeninsel sie wieder verlassen; dagegen aber waren mehr als zwölf theils benachbarte, theils auch Fürsten aus fernen Ländern angekommen, um das Fest der Vermählung feiern zu helfen.

Der Prinz wurde als ein Abgesandter des Königs von Hungarn gar ehrenvoll empfangen, und noch mehr war die Herzogin erfreut, als er ihr im Namen seines Herrn den Ring wieder überreichte, dessen Verlust ihr so viele Thränen gekostet hatte. Libussa fragte den Prinzen nicht, wie jener zu seinem Besitz gekommen war,

denn sie wußte durch ihre geheimen Künste schon mehr davon, als der Ueberbringer selbst; aber desto bereitwilliger zeigte sie sich dem Begehren des Königs, versprach Lidomir, sogleich Bothen auf alle Seiten ihres Reiches zu senden, um ihre Völker zu entbieten, und ersuchte ihn, bis diese kommen würden, sichs an ihrem Hoflager gefallen zu lassen, und die Kampfspiele, die sie angeordnet hatte, mit seiner Gegenwart zu beehren. Lidomir konnte einer so freundlichen Einladung nicht entsagen und versprach also Libussen, zu bleiben; auch freute er sich schon im Voraus, wie sein starker Arm über alle Streiter obsiegen werde.

Am Tage, ehe das Rennen anfangen sollte, gab die Herzogin ein großes Mahl, zu dem auch Lidomir eingeladen war, und durch seine bewunderungswürdige Schönheit der Gegenstand allgemeiner Bewundrung wurde. Als das Mahl geendet war, ertönte vor den Thüren des Saales eine harmonische Musik, vier Riesen von ungeheurer Größe traten ein, und hin-

ter ihnen ein Ritter und eine Dame, beide vollkommen schön gebildet und von erhabnem Ansehen; besonders war die Dame viel schöner als sich die lebhafteste Einbildung vorstellen kann — ihre Augen glänzten wie der Liebesstern; der Morgenröthe reine Stirn war nie so hold geziert, der Frühling, wenn er dem trüben Winter folgt, niemals so reich geschmückt, nimmer der Schwanen weiße Brust so schön gebleicht, und die Strahlen der Sonne so glanzvoll, als der fremden Prinzessin Stirne, Wangen und Mund mit der Fülle des höchsten Liebreizes begabt, erschienen; nach ihrem Eintritt wurden die Schönen des böhmischen Hoflagers gar nicht mehr angeschaut, und die Bezauberung ward noch größer, als sie sich der Herzogin nahte, mit einem süßen Lächeln ihre Korallenlippen öffnete und sprach:

„Erhabene Herzogin! der Ruf von deiner Weisheit und Güte hat sich bis zu uns verbreitet, denn ich bin die Tochter des Königs von Cypern, die mit ihrem Bruder kommt, um

die Feier deiner Vermählung mit zu begehen, und damit Hyacinth zeige, ob er es werth ist, vor dir zu erscheinen, so vergönne, daß er deine Ritter auf ein Lanzenrennen fodre, doch mit der Bedingung, daß die Ueberwundenen den Kampf aufs Schwert nicht fodern dürfen, und unsre Gefangnen bleiben; im Gegentheil, wenn einer im Stande ist, meinen Bruder aus dem Sattel zu heben, so sind wir beide der Preis des Siegers."

Während die fremde Prinzessin sprach, herrschte ein tiefes Stillschweigen in der Versammlung, und laute Beifallsbezeugungen folgten ihrer Rede. Jeder Ritter brannte vor Begier, um einen so herrlichen Preis zu kämpfen, und selbst der Herzog und seine Gemahlin konnten so viele Reize nicht genugsam bewundern; sie nahmen den Antrag im Namen aller anwesenden Ritter an, und nach einer Unterhaltung von mehreren Stunden empfahl sich der Prinz und die Dame mit dem Bedeuten, daß jener seine Gegner in einem Gehölze unweit der Stadt erwarten wol-

le, und sie gingen, von einem ansehnlichen Geleite böhmischer Krieger, womit sie Libussa ehrte, umgeben, wieder von dannen.

9.

Der unerfahrne Lidomir, der nicht geahnet hatte, daß außer dem Ruhm noch eine Sache das Gemüth so einnehmen könne, fühlte sich hingerissen, und das erste Lächeln dieser wundervollen Schönheit hatte alle Lehren des weisen Pflegevaters aus seinem Gedächtnisse verwischt, so daß er selbst des Königs von Hungarn vergaß, der ihn zum Ritter geschlagen, und sich nur der großen Begier bewußt war, die Prinzessin zu gewinnen.

Eben so sehr brannte nach dem Besitz der fremden Schönen der furchtbare Basilius, König von Illyrien, und wie er seine Begierden niemals zu bezähmen verstand, so hielt ihn nur die Furcht, der Herzogin zu mißfallen und die Rechte der Gastfreundschaft zu verletzen, ab, daß er nicht gleich nach dem Gehölze eilte, um

dem Prinzen die Schwester gewaltsam zu entreißen; aber nun wollte ein jeder der erste seyn, der mit Hyacinth fechte. Basilius wollte nicht dulden, daß einer mit ihm in die Schranken trete, und Lidomir erklärte eben so fest, daß er keinem den Vorzug lassen werde. Mehrere andere Ritter foderten dasselbe, und es würde vielleicht schon um das Recht zu kämpfen zu einem blutigen Kampfe gekommen seyn, wenn nicht die weise Libussa sich unter die Streiter gemischt, und entschieden hätte, das Schicksal selbst solle den Ausspruch thun, wem der erste Kampf gebühre. So wurden die Namen der Ritter auf Blätter verzeichnet, dann begab man sich vor die Bildsäule des Perun, woselbst, nach einer frommen Anrufung des Priesters, ein unmündiges Kind die Blätter nach einander aus dem irdenen Gefäße holte, wie sie ihm der Zufall, oder der Götter Wille in die Hand gab.

Der erste war Sylvester, Prinz von Sachsen, der zweite Basilius, Lidomir der dritte,

dann folgten in bunter Reihe die übrigen Ritter. Mit stolzen Blicken begab sich Sylvester aus dem Saal, den Basilius zu messen schien, und meinte, der Sachsenprinz werde ihm wohl den Preis nicht wegnehmen; aber Lidomir begab sich, von Trübsinn befangen, in sein Gemach, denn er kannte wohl die gewaltige Stärke des Illyrischen Königs und befürchtete, daß er den Cyprier besiegen und die schöne Jungfrau zum Lohn davon tragen möchte.

Während dieses alles in Libussens Pallast vorging, zog sich Wladibog, ein Vetter der Herzogin, der sich mehr mit geheimen Wissenschaften als den Waffenkünsten beschäftigte, in seine einsame Wohnung zurück; die Reize der cyprischen Prinzessin hatten ihn, wie alle andern, mit Sehnsucht nach ihrem Besitze erfüllt, gleichwohl schien ihm ihre Ankunft verdächtig, und er versäumte nicht, sich hierüber Aufklärung zu verschaffen. Wladibog nahm das wunderbare Buch zur Hand, mittelst welchem er die höllischen Geister zu rufen verstand, und rief einen herbei, zu dem er also sprach:

„Pothos! was hat es für eine Bewandtniß mit dem Prinzen aus Cypern und seiner Schwester, die heute an dem Hoflager der Herzogin angekommen sind?“

Und gehorsam entgegnete der Dämon:

„Herr! diese beiden sind die Kinder des Königs von Cypern, Hyacinth sein Sohn und seine Tochter Claribella. Dieser König, der ein großer Zauberer und Freund Almansors von Grenada ist, hat in den Sternen gelesen, wie der edle Prinz Lidomir tapfer genug sey, das Reich der Mauren in Hispanien zu zerstören, und will ihn in seine Gewalt bekommen; er hat seinem Sohne bezauberte Waffen mitgegeben, und vor allem eine goldne Lanze, welche die Gabe hat, jeden, auch den tapfersten Ritter aus dem Sattel zu heben; sobald sie ihn berührt, verliert er die Steigbügel und stürzt, wie vom Blitze getroffen, auf den Sand nieder. So ausgestattet, entließ der König seinen Thronerben; „geh, mein Sohn! sagte er, um den Prinzen zu fangen, der meinem Freun-

de das Reich und Leben zu rauben droht. Deine Schwester Claribella soll dich begleiten, und ihre große Schönheit wird dem Lidomir gewißlich, so wie allen böhmischen Rittern, gefährlich werden; die Hoffnung ihres Besitzes wird alle zum Kampfe reizen; du wirst mit allen kämpfen, bis auch Lidomir unter der Zahl ist, dann magst du allen die Freiheit wieder schenken, und nur diesen mir als Gefangenen auf unser Eiland bringen."

Wladibog entsetzte sich über das gefährliche Unternehmen, welches die beiden Fremdlinge begonnen hatten; er beschloß, Lidomir zu erretten und die Prinzessin zu tödten, daß ihre zauberischen Reize kein Unheil mehr zu stiften vermögten. Kaum konnte Wladibog die Nacht erwarten, um seinen Anschlag auszuführen, und wie sich die Lichter des Himmels entzündet hatten, begab er sich in das Gehölze, wo zwei Zelte aufgeschlagen waren; in dem einen schlief Prinz Hyacinth, im andern die schöne Claribella, und vor jedem derselben standen zwei

ungeheure Riesen als Wache. Wladibog machte seine Beschwörungen, um die Riesen einzuschläfern; und als sein Zauber dieß bewirkt hatte, schritt er mit gezücktem Dolch in Claribellens Zelt, welche, in Schlummer hingegossen, von ihren Reizen nichts verloren hatte, und einer Himmlischen glich, die herabgekommen, die Erde durch ihre Gegenwart zu verschönern. Schnell nahte Wladibog, ergriff mit der einen Hand ihr langes goldnes Haar und wollte mit der Rechten den Dolch in ihre schwanenweiße Brust stoßen — da fiel der Schein einer kristallnen Lampe auf ihr Antlitz; der Frevler entsetzte sich vor seinem Beginnen und sprach zu sich selbst:

„Nein, so himmlische Reize sollen nicht so bald aufhören ein Schmuck der Erde zu seyn, und meine Kunst wird mir die Mittel an die Hand geben, auf eine sanftere Weise ihr Vorhaben zu vernichten — und wäre ich nicht ein Thor, das Glück, für welches andre ihr Leben wagen, aus den Händen zu geben?"

10.

Die Augenblicke waren kostbar, und Wladibog nahm seine Zuflucht zu dem Zauberbuche, um Claribellens Schlaf stärker zu machen; als er nichts versäumt zu haben glaubte, überließ er sich der entzückenden Hoffnung ihres Besitzes; er nahte ihrem Lager, küßte ihre Hand, und schlang den Arm um ihren schlanken Leib; aber wie groß war Claribellens schreckenvolles Erstaunen, als sie, trotz seines Zaubers erwachte, uud sich in den Armen eines unbekannten Mannes, mit seinen Liebkosungen überhäuft fand. Die Prinzessin erfüllte die Luft mit ihrem Angstgeschrei und rief laut ihren Bruder zu Hülfe, während sie mit aller Macht den Verwegnen zurück stieß, von dem sie das Aergste befürchtete. Hyacinth, durch seiner Schwester Stimme erweckt, raffte sich vom Lager auf und flog in ihr Zelt, ohne Waffen und noch schlaftrunken; aber die Gefahr, in welcher er Claribella sah, ermunterte ihn schnell, und mit wüthiger Geberde warf er sich auf

Wladibog, ihn zwischen seine kräftigen Arme fassend, und rief ihm zu:

„Verräther! bereite dich, deine Strafe zu empfangen!“

Aber Claribella rief dem Prinzen zu:

„Laß ihn nicht entschlüpfen, mein Bruder! es ist ein Zauberer, und ohne der schützenden Eigenschaft meines Gürtels wäre ich ohnfehlbar die Beute dieses Vermessenen geworden.“

Nach diesen Worten warf der Prinz Wladibog zu Boden, daß er ihm nicht entweichen könne, und wie er ihn so unter sich hielt, durchsuchte Claribella seine Taschen, worin sie das Wunderbuch fand, welches sie mit allerhand sonderbaren Zeichen und barbarischen Worten erfüllt fand, und als sie es versuchte, einige Worte zu lesen, sah sie sich von einer großen Schaar von Dämonen umgeben, die ihre Befehle verlangten; zu diesen sagte sie:

„Traget diesen Verwegenen zu meinem Vater, dem König von Cypern, und saget, daß

ich ihm den einzigen Mann sende, der an dem Hoflager der Libussa unserm Vorhaben Schwierigkeiten entgegen setzen konnte."

Dieser Befehl war kaum ausgesprochen, als Wladibog sich in die Lüfte erhoben fühlte, und troß der großen Entfernung brachten ihn die Dämonen in einem einzigen Augenblick nach Cypern, wo er an einem einsamen Felsen am Ufer des Meeres angeschmiedet wurde; hier hatte er Muße sein Unglück zu beweinen und seinen Pothos anzuklagen, daß er ihm nicht auch gesagt habe, wie die Prinzessin von ihrem Vater einen Gürtel erhalten hatte, welcher die Eigenschaft besaß, jeder auch der stärksten Bezauberung zu widerstehen. Der König von Cypern hielt diese Vorsicht bei der ausnehmenden Schönheit seiner Tochter, die leicht die Begierde eines Zauberers reizen konnte, für nothwendig.

Als Claribella sich auf diese Art des zauberischen Wladibog entledigt hatte, eilte sie, die Riesen aus ihrem Zauberschlafe zu wecken, wo-

zu die Nähe ihres Gürtels hinreichend war, denn wie die Prinzessin aus dem Zelte trat, erwachten ihre Wächter und erschracken über die Gefahr, in welcher sie geschwebt hatten.

Prinz Sylvester, welchem das Schicksal den ersten Platz unter den Kampflustigen angewiesen hatte, war einer der schönsten Ritter seiner Zeit, von edlen Sitten, freigebig und galant; die Damen liebten seine Gesellschaft, weil er sein Gespräch mit den witzigsten und geistreichsten Einfällen würzte und wohl zu scherzen verstand; es fehlte ihm keinesweges an Muth, und wenn seine Reden ihn der Eitelkeit verdächtig machten, so entsprachen doch seine Handlungen dem, was er von sich sprach; stets bereit sich den größten Gefahren blos zu stellen, war es nur Schade, daß seine Kraft nicht seinem Willen gleich kam — wenn es ihm widerfuhr, aus dem Sattel gehoben zu werden, so mußte jedesmal sein Roß die Schuld tragen; er begehrte ein andres und schwang sich schnell hinauf, auf die Gefahr, wieder her-

ab zu fallen. Mit einem glänzenden Harnisch bekleidet und voll guter Hoffnung zog dieser Prinz am folgenden Morgen gegen die Zelte des Prinzen von Cypern und seiner wunderschönen Schwester, und die gute Meinung, die er von sich hatte, ließ ihm keinen Zweifel, daß er das Abentheuer glücklich zu Ende bringen werde; er saß auf einem herrlichen Renner, dessen gestickte Decke mit goldnen Sternen besäet war, wie der nächtliche Himmel, und seine Augen glänzten vor Freude und Erwartung, denn er schaute im Geiste schon den überwundnen Gegner zu seinen Füßen, und die schöne Prinzessin in seinen Armen; sobald er die Gezelte erblickte, stieß er in sein Horn, daß das Thal davon wiederhallte.

Der tapfre Bruder der Claribella lag an dem kühlen Quell; aber als er einen Ritter ankommen sah, mit ihm zu kämpfen, erhob er sich schnell, legte seine Rüstung an und schwang sich auf seinen Renner, dem sächsischen Prinzen entgegen jagend, ein hellgeschliffenes Schild am

Arme und in der Hand die goldne Lanze, die so vielen Kriegern gefährlich werden sollte. Die beiden Gegner begrüßten einander höflich, und nachdem sie sich über die Bedingungen des Kampfes verabredet hatten, nahmen beide Feld und rannten mit eingelegter Lanze gegen einander an; aber kaum berührte die goldne Lanze den Prinzen von Sachsen, als er fühlte, daß seine Kraft und sein Selbstvertrauen wich; traurig überrascht sah er sich von seinem Rosse auf die Wiese hingeschleudert und rief schmerzvoll aus:

„O feindseliges Geschick! du hast mir nicht vergönnt, fest im Sattel zu bleiben, auf daß ich nicht diese unvergleichliche Schöne besitze, welche du gewiß für einen Ritter ihres Vaterlandes bewahrest.“ —

Der Prinz wollte in seinen Klagen fortfahren, als die Riesen des Hyacinth auf ihn zukamen und ihn ziemlich ungestüm daran erinnerten, daß er, nach den Bedingungen des Kampfes der Gefangene ihres Herrn, und sie

zu seiner Bewachung bestellt wären; aber Sylvester entgegnete ihnen:

„Euer Herr wird den wahren Vortheil seines Ruhmes zu gut kennen, um von dem Unglück seines Gegners Nutzen ziehen zu wollen — wenn ich vom Pferde gestürzt bin, so war daran bloß mein Knappe Schuld, welcher die Riemen meines Sattels zu locker geschnürt hatte; sonst wäre ich nimmer besiegt worden; deshalb hoffe ich auch, daß der Prinz von Cypern nicht die Ungerechtigkeit begehen werde, mir einen zweiten Gang zu verweigern.“

So wenig auch Hyacinth dabei gewagt hätte, ihm dieses Verlangen zuzugestehen, so hatte es dennoch bei dem ersten Gange sein Bewenden, und die Riesen führten Sylvester in ein Zelt, wo sie ihn sogleich entwaffneten; aber die Prinzessin konnte ihn nicht ansehen, ohne über sein Schicksal gerührt zu werden; sie hatte Mitleid mit seiner Jugend und Schönheit, und befahl gegen Abend den Riesen, ihn an das Ufer des Flusses zu führen, daß er der lieblichen Kühlung

genieße; auch verbot sie ihnen unter den härtesten Strafen, ihm ein Leid zuzufügen; aber trotz ihrer Güte und Theilnahme brachte der gefangene Prinz die Nacht schlaflos und in bittern Betrachtungen über sein Mißgeschick zu.

11.

Als man am Hoflager der Libussa den sächsischen Prinzen nicht zurückkommen sah, errieth man leicht, daß er von Hyacinth besiegt worden sey, und der wilde Basilius jubelte laut über sein Mißgeschick, sich schon im Geist in Besitz der wunderschönen Prinzessin sehend; er war so begierig auf diesen Kampf, daß er nicht einmal den Tag erwartete, um die Stadt zu verlassen — ganz gewappnet, und auf einem der stärksten Streitrosse, schlug er den Weg zum Quell ein, und erreichte mit der Morgenröthe die Zelte des Hyacinth.

Basilius stieß so gewaltig in sein Horn, daß die ganze Gegend davon erbebte — die Thiere des Waldes, die eben aus ihren Höhlen her-

vorgekommen waren, kehrten ängstlich wieder dahin zurück, und die Vögel, die anfingen den Aufgang der Sonne mit ihrem süßen Sang zu feiern, fielen vor großem Schrecken zur Erde nieder.

Selbst Claribella gerieth in große Besorgniß, und die vortreffliche Lanze ihres Bruders konnte sie kaum beruhigen. Hyacinth allein, sich auf seine Waffen verlassend, stand bei diesem Getöse hurtig auf, rieb sich die Augen, die noch voll Schlaf waren, und wappnete sich schnell, um auch diesen zweiten Feind zu besiegen, der ihm jedoch gefährlicher als der erste schien.

Die Ungeduld und der rauhe Stolz des Königs von Illyrien erlaubten ihm kein langes Gespräch zu führen; sie rannten gegen einander, und Basilius Lanze, obwohl eine der stärksten, die man finden konnte, zerbrach am Schilde des Prinzen von Cypern, ohne daß dieser durch einen so fürchterlichen Stoß sehr erschüttert wurde; aber die goldne Lanze verrichtete

ihre gewöhnliche Wirkung, und so groß die Kraft war, welche Basilius von der Natur erhalten hatte, fühlte er sich doch aus dem Sattel gehoben, wie ein Kind, das keinen Widerstand thun kann.

Die Ueberraschung und der Verdruß des Königs von Illyrien, zum erstenmale in seinem Leben und auf eine so schmähliche Weise sich überwunden zu sehen, brachte in diesem störrischen Ritter weniger Beschämung als Wuth hervor; statt hierdurch den Muth zu verlieren, wurde er nur noch fürchterlicher für seinen Gegner, denn kaum hatte er die Erde berührt, als er seine natürliche Stärke wieder erhielt, deren ihn der Zauber der Lanze beraubt hatte — er knirschte mit den Zähnen und mit der Hand am Schwerte eilte er gegen den Prinzen von Cypern, der zu ihm sprach:

„Was willst du? bist du nicht mein Gefangener? es ist umsonst, daß du dich noch zum Kampfe rüstest, da du mit der Lanze besiegt bist.“

Aber Basilius, der keine Ohren für Dinge hatte, die er nicht gern vernahm, fuhr in seiner drohenden Geberde fort — da naheten ihm die Riesen, welche aus seiner Hartnäckigkeit erkannten, daß dieser Mann nicht so duldsam und gelehrig sey, als der artige Prinz von Sachsen, und bereiteten sich, ihn anzugreifen; der erste, der an ihn heran kam, und den man Arus, den Wurfspießträger nannte, schleuderte seine furchtbare Waffe mit solcher Gewalt auf den König, daß er ums Leben hätte kommen müssen, wenn er nicht durch starken Zauber befestigt gewesen wäre. Der Wurfspieß drang durch das Visier des Basilius, zerschmetterte aber an seinem Auge, welches härter als Diamant war, und der unbändige Held säumte nicht, sich an seinem Gegner zu rächen; er stürzte auf ihn, wie ein Geier auf seine Beute stürzt, und hieb ihm mit einem gewaltigen Schwertstreich den Arm vom Leibe, der den Wurfspieß geschleudert hatte, wie man den Zweig eines Strauches abhaut; aber als der Riese sich mit der andern Hand wehren wollte,

ward auch diese ein Opfer seines erbosten Feindes.

Bontius, der Wundergroße, trat vor, um den Tod seines Gefährten zu rächen; aber Basilius kam ihm mit der Schnelle des Adlers zuvor, und stach ihn so gewaltig in seine Seite, daß, troß des stählernen Harnischs, sein Schwert tief in den Leib eindrang; der ungeheure Körper fiel zu Boden mit einem Getöse, wie ein alter Eichbaum, wenn ihn der Sturmwind entwurzelt, und hätte bald seinen Feind unter der Last begraben.

Der wilde Coyx, der stärkste aller vier Riesen, stürzte alsbald auf den König von Illyrien los, und führte einen so gewaltigen Streich auf seinen Helm, daß dieser aus einander ging, und dem Ritter vom Haupte fiel; aber wenn auch dieses dem Eisen widerstand, so ward er doch von der Gewalt des Streiches betäubt, fing an zu wanken, und wäre zu Boden gefallen, wenn er sich nicht an einer Tanne festgehalten hätte, die zu seinem Glück ihm nahe

stand; aber er erholte sich schnell und nahm eine grausame Rache an Coyx, dem er mit einem einzigen Streiche beide Beine abhaute. Obwohl der Sieg über diese drei Riesen einem Wunder glich, so war doch Basilius darum noch nicht aller Gefahr entgangen, denn Kostus, der Haarige, war noch übrig, und schwang über des Ritters Haupte eine schwere Keule, mit eisernen Spitzen besetzt, die wohl im Stande gewesen wäre, einen Felsen zu zerschmettern. Der König von Illyrien konnte sich nur mit seinem Schild und Schwert bedecken, die zwar die Gewalt der Streiche aufhielten, aber auch bald in Stücken gingen.

Der großmüthige Bruder der Claribella hatte bis dahin den Kampf mit angesehen, ohne einigen Antheil daran zu nehmen; er bewunderte die Tapferkeit des Ritters, der sich allein gegen die Kraft der fürchterlichsten Riesen mit so gutem Erfolge wehrte; als er denselben aber ohne Waffen erblickte, fürchtete er für sein Leben, und näherte sich dem Kostus,

um dem Kampfe ein Ende zu machen, als er mit Verwundrung sah, daß Basilius, statt dem Riesen auszuweichen, auf selben losstürzte, und ihn, aller Waffen ledig, einen so heftigen Fußstoß in den Unterleib versetzte, daß er ihm die Eingeweide heraustrieb, und der Riese todt auf die Leichname seiner Gefährten niedersank.

12.

Da nun Basilius alle vier Riesen erlegt hatte, nahm er einem der Leichname das Schwert weg, wandte sich gegen Hyacinth und sprach:

„Nun, tapfrer Ritter! können wir unsern Kampf fortsetzen.“

Der Prinz von Cypern konnte sich des Lächelns bei diesen Worten nicht enthalten, und entgegnete:

„Du sprichst von Fortsetzung unsres Kampfes, als ob er nicht schon geendet wäre.“

Aber Basilius rief ihm zu:

„Wenn du solches glaubest, irrest du sehr, denn so du mich auf die Lanze besiegt hast, bin

ich darum nicht außer Stande, dir zu widerstehen, und statt Gesetze von dir zu empfangen, meine ich noch immer, dir solche vorzuschreiben."

Aber Hyacinth erwiederte:

„Hast du wohl vergessen, daß ich von der Herzogin das Wort habe, wie alle ihre Ritter, wenn sie auf die Lanze besiegt sind, den Kampf aufs Schwert nicht fodern dürfen?"

Mit wilder Geberde versetzte der König von Illyrien hierauf:

„Das mag wohl seyn; aber was geht mich die Zusage der Herzogin an? ich bin kein Unterthan dieser böhmischen Libussa, und bin hiehergekommen, mit dir um deine Schwester zu kämpfen; die will ich besitzen oder sterben."

Da sprach der Prinz von Cypern:

„Du vergissest, daß dein Haupt entblößt und du ohne Schild bist — wie lange könntest du meinen Streichen widerstehen?"

Aber Basilius rief:

„Eine so nichtswürdige Ursache wird meinen Entschluß nicht ändern. Die Schönheit deiner Schwester hat mich entflammt, und um ihren Besitz würde ich selbst ohne Harnisch und ohne Schwert mit dir kämpfen, den ich gar nicht fürchte."

Bei diesen frechen Reden konnte Hyacinth seine Mäßigung nicht länger behalten, und sprach mit Bitterkeit:

„König! du suchst dein Verderben, und ich werde dich behandeln, wie es dein Trotz verdient. Du besitzest, ich gestehe es, eine große Tapferkeit; aber, da du mir so wenig Achtung bezeigest, so hoffe nicht, daß ich dein entblößtes Haupt schonen werde. Laß uns also sehen, ob deine Thaten dem zügellosen Stolz entsprechen, den deine Reden beweisen."

Der stolze Basilius verachtete diese Drohungen, und ein heftiger Kampf begann. Ohne Maas und ohne Zwischenräume führten die beiden Ritter die gewaltigsten Streiche auf ein-

ander, so daß die Luft um sie her in Feuer zu stehen schien, von den Funken, die ihre Hiebe aus den glänzenden Harnischen lockten; die Echo's des Haines wiederhallten von ihrem Gefecht. — Der Prinz von Cypern führte endlich einen so entsetzlichen Streich auf das entblößte Haupt des Königs, daß er gar nicht zweifelte, damit dem Kampfe und dem Leben seines Gegners ein Ende zu machen; aber er ward sehr überrascht, als sein Schwert, statt von Blute geröthet zu werden, nach dem sein Gemüth lechzte, ganz blank und glänzend blieb, und einen Widerstand fand, der es in die Luft zurück schnellte. Auch Basilius stürzte auf Hyacinth, und war der Meinung, ihn mit einem einzigen Streiche von einander zu spalten, wobei er rief:

„Empfiehl dich deinen Göttern, ehe ich dich aus der Welt sende!“

Aber auch er sah den heftigen Streich fruchtlos, welcher den Helm seines Gegners wie Glas gebrochen haben würde, wenn er nicht

bezaubert gewesen wäre, denn die Waffen des Prinzen von Cypern hatten die Eigenschaft, auch dem schärfsten Eisen zu widerstehen.

Wenn Hyacinth über die geringe Wirkung seiner Streiche auf einen beinahe entwaffneten Feind unzufrieden war, so gerieth der kühne Basilius nicht minder in Wuth über die Schwäche seines Armes — endlich, da keiner einen Vortheil über den andern gewinnen konnte, hielten sie mit ihren Streichen ein, sahen einander erst lange an, ohne ein Wort zu sprechen, dann versetzte Hyacinth: „Hör auf, tapfrer König! dich zu verwundern über das, was du siehest, denn ich muß dir sagen, daß alle meine Waffen bezaubert sind, und du wohl thun wirst, einen Kampf aufzugeben, der nur zu deinem Nachtheil ausfallen kann.“

Aber Basilius entgegnete:

„Vielmehr bist du es, der nur Verwirrung von diesem Kampfe zu erwarten hat, denn, um deine Offenherzigkeit zu erwiedern, will ich dir

sagen, daß ich Helm und Harnisch nur zur Zierde trage, weil ich schon bei der Geburt die Gabe erhielt, an allen Theilen meines Leibes gegen jede Waffe unverwundbar zu seyn, einen einzigen Fleck ausgenommen, wo ich zum Schutz eine siebenfache Platte des härtesten Stahls trage. Befolge also vielmehr selbst den Rath, welchen du mir gabst, und gewähre mir den Besitz deiner Schwester — dies ist das einzige Mittel, meinen Händen zu entgehrn, und der Vergleich, den ich dir anbiete, macht dir keine Schande, denn ich begehre diese unvergleichliche Schöne nur, um ihr eine Krone anzubieten, die ich von meinem Vater geerbt habe."

Da erwiederte der Prinz von Cypern:

„König! weil du kein Christ, und auch keiner der Freunde dieses meinem Stamme verhaßten Königs von Hungarn bist, so werde ich diesen Vertrag eingehen, wenn auch meine Schwester damit zufrieden ist; ich wünsche es, und es soll mich erfreuen, einen so tapfern Fürsten als Freund und Schwäher zu umar-

men; aber wenn sie einigen Widerwillen gegen dich zeiget, so können wir nicht weiter davon sprechen, denn die herzlichste Zuneigung verbindet mich noch mehr als die Bande des Blutes mit meiner Schwester, und nimmer werde ich ihrem Herzen Zwang anthun."

Aber Basilius antwortete:

„Nun wohl denn! es geschehe, wie du willst; aber sprich bald mit ihr, denn ich bin zu ungeduldig, um lange in Ungewißheit zu harren."

13.

Der Prinz von Cypern eilte, um seiner Schwester die Hand des Basilius anzubieten; aber, obschon dieser noch nicht weit in Jahren vorgerückt, so war er doch gar nicht schön, noch liebenswürdig; sein rothes Antlitz glich dem eines Cyklopen; immer in Kämpfen, mit Staub und Blut bedeckt, hatte er seines Körpers nie gepflegt — kurze, schwarze, struppige Haare hingen um seinen Kopf, kleine funkelnde Augen lagen tief in ihren Höhlen, und

schienen oft ihren Platz verlassen zu wollen, um diejenigen, so mit ihm sprachen, zu durchbohren, und sein ganzes rauhes Wesen konnte wohl Furcht, nicht aber Liebe einflößen. Claribella sah angstvoll aus dem Zelte nach diesem furchtbaren Freier, und sprach zu dem Prinzen von Cypern:

„O mein Bruder! was begehrest du von mir? — sieh selbst, wenn du mich opfern willst! Sollten mich die Götter auf einer so weiten Reise beschützt haben, damit ich hier die Beute eines wüthigen Menschen werde? — wirf mich viel eher in diesen Brunnen, denn ich will lieber das Leben verlieren, als eine so grausame Verbindung eingehen.“

Hyacinth nahm das Wort und fing an die Verdienste des Königs zu rühmen; er verbreitete sich vor allem über seine hohe Geburt und zeigte Claribellen im glänzendsten Licht die Krone, die ihrer harrte; aber sie unterbrach ihn folgendermaßen:

„Nein, mein Bruder! du verlierst deine Worte und deine Zeit fruchtlos, denn nimmer wirst du mich überreden, und alle Kronen der Welt würden mich um diesen Preis nicht reizen. Wir thun besser, wenn wir diesen Ort verlassen, der uns trotz aller Weisheit des Königs, unsers Vaters, nicht anders als unselig seyn kann. Es scheint, daß die Götter über diesen Prinzen Lidomir und seinen Freund, den König von Hungarn, wachen, und sie unter ihren Schutz genommen haben. Bedenke, in welche Gefahr mich der böhmische Zauberer gestürzt hat, und wenn ich ihr glücklich entkommen bin, so gibt mir dieß doch wenig Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang unsers Vorhabens. — Noch einmal, o mein Bruder! laß uns schnell diesen Ort fliehen.“

Da entgegnete ihr der Prinz mit traurigen Blicken:

„O, meine Schwester! was foderst du? erlaubt mir wohl meine Rittereehre, einen begonnenen Kampf aufzugeben, und würde man es

mir verzeihen, vor einem einzigen Feinde geflohen zu seyn?"

Aber die Prinzessin sprach entschlossen:

„Bleibe also; aber entlasse mich der Pflicht, dir Gesellschaft zu leisten, denn die Gegenwart dieses Ritters entsetzt mich, und um mir diesen Schauder zu ersparen, erlaube, daß ich dich verlasse. Ich gehe in den Wald des Marbod, wo die Slaven der Lado und der Jagababa Tempel erbaut haben, und werde deiner in den Schatten dieses weiten Forstes fünf Tage lang harren; solltest du in dieser Zeit nicht dort anlangen, so will ich mich des Zauberbuches bedienen und durch seine Geister mich zu meinem Vater tragen lassen. Leb wohl! ich mag nicht den Ausgang eines Kampfes sehen, worin der Schmerz, dich besiegt zu sehen, vielleicht noch nicht mein größtes Leid wäre."

Mit diesen Worten schwang sich die Prinzessin auf ihren leichtfüßigen Zelter, und, ihm den Zügel auf den Hals legend, entfernte sie sich bald von den beiden Kämpfern.

Basilius errieth aus Claribellens eiliger Flucht die Antwort, die ihm Hyacinth zu überbringen hatte. Wuth und Rache überwanden in seinem Gemüth noch die Begier der Liebe, und er bereitete sich zu neuem verderblichen Kampfe; aber aus Besorgniß, sein Feind möchte der Prinzessin nachreiten, eilte er, sein vortreffliches Roß, welches, nahe dem Zelte, an einen Baum gebunden war, loszumachen, und jagte es in die Ebene, wo es sich kaum frei fühlte, als es mit der Schnelligkeit eines Pfeiles davon rannte und bald aus den Augen des Königs verschwunden war.

Wie Hyacinth mit verdrüßlichem Gesichte aus dem Zelte kam, um dem König Claribellens Widerwillen kund zu thun, und sich also seines Rosses beraubt sah, wurde er über diese Handlung erzürnt, und rief:

„König! was thust du? indem ich mich thätig deiner Liebe annehme —“

Da unterbrach ihn Basilius mit folgenden Worten:

„Ich erlasse dir jegliche Erklärung, denn ich habe mehr als genug gesehen und denke nur auf Rache. Wenn ich dein Roß losgelassen, so meine ich daran sehr wohl gethan zu haben, denn es muß einer von uns auf dem Platze bleiben, und für den zweiten wird das meinige hinlänglich seyn, um seine Reise fortzusetzen.“

Aber der Prinz von Cypern entgegnete mit stolzer Geberde:

„Mit einem so wunderlichen Mann, wie du, ist Höflichkeit und Vernunft überflüßig, und, weil du besser dich zu schlagen, als zu reden verstehest, so ist es billig, daß man dich zu dem verhalte, wozu du taugst.“

Nach diesen Worten begannen sie ihren fürchterlichen Kampf von Neuem, und nachdem sie lange fruchtlos mit dem Schwerte gekämpft hatten, fingen sie an zu ringen; aber da ersah Basilius seinen Vortheil, zog seinen Dolch und bohrte ihn, wo er eine Oeffnung im Harnisch fand, bis ans Heft in die Seite.

Hyacinth fühlte sich tödtlich verwundet, warf seine brechenden Augen auf den König von Illyrien und sprach mit schwacher Stimme:

„O tapfrer Ritter! da du mich getödtet hast, so beschwöre ich dich bei den Pflichten unsers Ordens, sobald ich den letzten Athem ausgehaucht habe, meinen Leichnam ganz gewappnet in den Brunnen zu werfen, damit ich nicht nach meinem Ende noch auf dieser böhmischen Erde ein Spott meiner Feinde werde, da ich doch in so vortrefflichen Waffen noch besiegt worden bin.“

Bei diesen rührenden Worten des Prinzen von Cypern erlosch der Grimm des allerunbarmherzigsten Ritters, und er entgegnete ganz betrübt:

„Edler Prinz! ich bin von deinem Mißgeschick bewegt, und diese Besorgniß kann nur in einem großen Herzen geboren werden; obschon du Unrecht hast, sie zu hegen, denn dein Nachruhm hat keinen Flecken zu befürchten, da du

mit deinen bezauberten Waffen einem Gegner erlagst, der am ganzen Leibe fest ist; aber weil du solches als brüderlichen Ritterdienst von mir verlangest, so soll deinem Willen ein Genüge geschehen."

Hyacinth konnte nicht mehr antworten; die bleichen Schatten des Todes umschwebten bereits seinen Blick, und nur ein schwaches Kopfnicken schien dem König zu danken, worauf er verschied.

Sobald Basilius versichert war, daß in dem Prinzen von Cypern kein Leben mehr sey, nahm er, dessen Begehren gemäß, seinen Leichnam und warf ihn, ganz gewappnet wie er war, in den tiefen Brunnen; aber nachdem diese traurige Pflicht erfüllt war, setzte er sich an den Rand des Quells, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen. Als Basilius einige Zeit da gesessen hatte, erwachte seine heftige Leidenschaft für Claribella mit doppelter Stärke, und er fing an sich die bittersten Vorwürfe über den unnützen Aufenthalt in diesen Gefilden zu ma-

chen, fuhr schnell auf, sprang ungestüm in den Sattel und verfolgte mit verhängtem Zügel den Weg, den die stolze Schöne eingeschlagen hatte.

14.

Der sächsische Prinz Sylvester war der einzige, welcher gesehen hatte, was zwischen den beiden Kämpfern vorgegangen war, und die Theilnahme an den Wundern ihrer Tapferkeit hatte ihn bisher nicht an seine Freiheit denken lassen, die seit dem Tode der Riesen in seiner eignen Willkühr stand; aber als er Hyacinth todt und Basilius der fliehenden Prinzessin folgen sah, fand er, es sey das Beste an das Hoflager der Libussa zurückzukehren; er nahm seine Waffen von der Erde auf, und als er in der Ferne sein Roß erblickte, das ganz ruhig auf einen Hügel weidete, eilte er, solches zu erreichen — das Pferd kam seinem Herrn entgegen und ließ sich willig von ihm fangen, worauf er es bestieg und wohlgemuth fortritt; aber er war noch nicht weit gekommen, als er dem Prinzen Lidomir begegnete, welcher aus

dem langen Aussenbleiben des Königs von Illyrien den Schluß gezogen hatte, dieser sey ebenfalls überwunden, und nun kam die Kraft seines Armes gegen Hyacinth zu versuchen. Da Sylvester sehr gern erzählte, so theilte er dem böhmischen Prinzen den ganzen Verlauf dieses fürchterlichen Kampfes mit, und wie die Prinzessin entflohen und der cyprische Prinz im Streite gefallen sey.

Lidomir, nicht minder von Claribellens Reizen entzündet als sein tapfrer Vorgänger, hatte kaum ihre Flucht erfahren, als er den Prinzen nicht länger anhören mochte, weil er fürchtete, durch ein langes Zögern außer Stande gesetzt zu werden, daß er die Schöne erreiche; er ließ sich nur den Weg zeigen, den Claribella eingeschlagen, und flog mit einer Schnelligkeit von dannen, daß das Auge ihm kaum zu folgen vermochte, denselben entlang — ein Pfeil, mit der größten Heftigkeit vom Bogen geschnellt, hätte das edle Roß nicht eingeholt, und gleichwohl beschuldigte es Lidomirs Ungeduld einer unverzeihlichen Langsamkeit.

Als Lidomir in den Wald der Marbod kam, gelangte er an einen sehr anmuthigen Platz, von tausendjährigen Eichen beschattet, und auf dem Boden erblickte er die lieblichen Blümlein, die, in tausend schönen Farben prangend, aus der schwarzen Erde hervorstrebten, der glanzvollen Sonne entgegen, mit wundersamem Reiz geziert; auf den Zweigen erschallte der Gesang der Vögel so hold und freundlich, daß weder Harfe noch Laute so süß und freundlich ertönen kann; aber vor allen herrschte die Nachtigall als Gebieterin von allen Waldsängern — gar rührend klang ihr Lied in Lidomirs Gemüth, und er erinnerte sich, wie man von diesen Herolden der Liebe sagt, manche sey gestorben, wenn sie allzustark ihr liebentbranntes Gemüth im Gesang kund thun wollte.

Inmitten dieses lieblichen Ortes entsprang ein Quell, dessen Wasser kälter als Eis war, und dann als ein silberhelles Bächlein sich durch die Au schlängelte und die Wurzeln der Bäume zu waschen schien. Ein sehr berühmter

Zauberer hatte vor mehrern hundert Jahren diesen Quell gebildet, und dessen Wasser die wunderbare Kraft ertheilt, daß alle Liebhaber, so von selbem tranken, ihre zärtlichen Gefühle vergaßen, und ihre Liebe sich in Haß verwandelte.

Die Hitze des Tages hatte ihre größte Höhe erreicht, als Lindomir diesen Quell erblickte; ermüdet von einem so langen als heftigen Ritt, und von dem gewaltigsten Durste geplagt, stieg er vom Pferde, nahte dem Quell, und kaum hatte er einigemal mit der Hand Wasser geschöpft und sich damit gelabt, als er seine Gesinnungen ganz verändert fühlte; er fing an zu bereuen, daß er das Hoflager der Libussa verlassen hatte, und dadurch seinem Ruhme ein großes Unrecht zugefügt, indem er seine Zeit damit verliere, einer Unbekannten nachzujagen, die, wie es ihm nunmehr vorkam, seiner Liebe keineswegs werth war, und er rief sich selbst zu:

„Was willst du hier, Lidomir? — ziemt es dir wohl, auf den ein großer König seine Hoff-

nung baut, hier das Spielwerk einer thörichten Liebe zu seyn? Schämst du dich nicht einer solchen Sclaverei? Ja ich erröthe über meine Schwäche, und meine Rittertugend fängt wieder an ihre Höhe zu behaupten — was sage ich, sie fängt an — es ist geschehen! die Unbekannte herrscht nicht mehr in meinem Herzen, ja ich fühle, daß ich anfange, sie zu hassen, und wie unsinnig war ich, die eitle Freude, einem Weibe zu folgen, der großen Ehre vorzuziehen, die meiner im Felde des Krieges wartet. O Himmel! wenn das Heer des Königs von Hungarn schon abgegangen wäre, ohne mich — ohnmöglich würde ich eine solche Schande überleben."

Voll von solchen Betrachtungen bestieg er sein Roß wieder, und schlug den Weg gegen das Hoflager ein; er hatte ein stolzes und verdrießliches Ansehen, welches deutlich zeigte, daß er nicht mehr in den Fesseln der Prinzessin von Cypern schmachte, und ritt schnell vorwärts bis er an einen Ort kam, wo mehrere Wege

sich in der Gestalt eines Sternes durchkreuzten, und ihn ungewiß machten, welchen er einzuschlagen habe; er erwählte endlich einen, der ihn aber wieder tiefer in den Wald führte, und ehe er es gedachte, befand er sich abermals an dem Ufer eines Baches, der seine klaren und durchsichtigen Wellen durch den Schmelz der anmuthigen Frühlingsblumen dahin rollte, und da der Ritter sehr ermüdet war, so konnte er der Begier nicht widerstehen, an einem so angenehmen Ort der Ruhe zu pflegen. Lidomir setzte sich, nachdem er seinem Rosse die Zügel auf den Hals gelegt hatte, es ruhig auf dem üppigen Rasen weiden zu lassen, unter einem Ulmbaum nieder und entschlummerte bald.

15.

Während der Prinz die Süßigkeit eines erquickenden Schlafes genoß, führte das Glück, nach einer seiner sonderbaren Launen, die Tochter des Königs von Cypern an diesen Bach. Ein brennender Durst zwang die Prinzessin von ihrem Zelter abzusteigen; sie erfrischte sich aus

dem rieselnden Bache, und als sie nachher am Fuß der Ulme den schlafenden Ritter erblickte, entbrannte sie in demselben Augenblicke in die heftigste Liebe, deren ein menschliches Herz fähig ist. O wunderbare Veränderung! die stolze Schönheit, welche bis dahin die Verehrung der größten Fürsten mit Verachtung gelohnt hatte, ergab sich ohne Widerstand dem Anblick eines schlafenden Ritters; in einem einzigen Moment ergriff sie die wildeste Liebesflamme, als hätte diese allgewaltige Leidenschaft den Sterblichen, die sich ihrer Macht zu unterwerfen weigern, ein warnendes Beispiel geben wollen, und die stolze Claribella, um sie zum Gehorsam zu bringen, an dieses Wasser geführt, das von allen, die seine Gabe kannten, der Quell der Liebe genannt, und von den Slaven ihrer Liebesgöttin Lado und deren Söhnen Did und Lel geweiht war; er war nicht so wie jener bezaubert, aus dem Lidomir getrunken hatte, sondern sein Wasser besaß die Eigenschaft, das Gemüth der Personen welche davon tranken, mit der heftigsten Leidenschaft zu ent-

zünden, so nur das Wasser des andern Quells wieder zu löschen im Stande war. Viele Ritter hatten schon daraus getrunken, ohne das Gegenmittel zu kennen, und mußten deshalb ihr ganzes Leben in den Qualen der gewaltigen Liebe hinbringen, die theils ihr Glück, öfter aber ihr Unglück machte.

In der Verwirrung, welche sich der Prinzessin von Cypern bemächtigte, nahte diese dem schlafenden Prinzen, um ihn wohlgefällig anzublicken, und je länger ihre Augen auf ihn ruhten, desto tiefer drang der Pfeil in ihr Herz, der selbes verwundet hatte; sie wurde bald blaß, bald roth, und fürchtete den Ritter zu erwecken, gleichwohl sehnte sie sich auch in seine Augen mit so großer Freude zu schauen, als ihr der Anblick seiner ganzen schönen Gestalt verschaffte — in diesen wunderbaren und unbegreiflichen Gefühlen brach ihre zarte Hand die schönsten Blümlein der Wiese und bestreute damit des Prinzen Antlitz, wozu sie mit heller Stimme eine zärtliche Weise sang:

Du Vater aller Lieblichkeit!
O Frühling! Kleinod unsrer Jahre!
Bestreu die Erde weit und breit
Mit deiner schönsten Blumenwaare.

Laß deine bunte Vögelschaar
Die Welt mit tausend Liedern grüßen;
Laß deine Sonne noch so klar
Die angenehmsten Strahlen schießen.

Du bist darum das Schönste nicht,
Denn all dein Glanz ist schon verdunkelt,
Wo in des Ritters Angesicht
Mir eine Doppelsonne funkelt.

Die Ros', mit deren Lieblichkeit,
Du doch am meisten pflegst zu prangen,
Ist bleich und welk und stehet weit
Vom zarten Purpur seiner Wangen.

Du hast kein Bild, das zeigen kann,
Was mich ihn so zu lieben treibet,
Weil alles bei dir, um und an,
Nur irdisch ist und immer bleibet.

Sein Geist, der Tugend lichter Schein,
Der sich in seinem Wesen weiset,
Bezeuget, daß an ihm allein
Der Himmel seine Gaben preiset.

Als Claribella so weit gesungen hatte, erwachte Lidomir und erblickte die Prinzessin, deren erster Gruß ihm nur zu sehr errathen ließ, welche Liebesflamme sein Anblick in ihrem Gemüthe entzündet habe; aber der Grausame warf schier keinen Blick auf sie, und da er sie erkannte, empfand er in seinem innersten Herzen fast eben so viel Haß, als er sonst Liebe für sie gefühlt hatte. Umsonst sprach Claribella mit so süßen Worten, daß sie den wildesten Mann gerührt haben würden, denn Lidomir trieb die Härte so weit, daß er sie hastig verließ, ohne ihr eine Sylbe zu antworten; um aufs Schnellste einen Ort zu verlassen, welchen der Anblick der Prinzessin ihm verhaßt machte, suchte er sein Roß, das etwas seitwärts weidete. Claribella folgte ihm und trat ihn mit folgenden Worten an:

„Allzu liebenswerther Ritter! warum fliehest du vor mir? — ach! ich liebe dich mehr als mich selbst, und für so große Zärtlichkeit willst du mir den Tod geben? Sieh mich an

und sprich, ob meine Züge dir Abscheu erregen, da doch schon oft die größten Fürsten der Erde fruchtlos alle Mühen angewandt haben, um einen der Blicke zu erwerben, die ich an dich verschwende. Hat meine Schönheit all ihren Werth verloren und ist verächtlich geworden, seit ich mein Vaterland verließ, oder hat die Leidenschaft, die mich für dich entflammt, meine Reize entstellt und mich abscheulich gemacht?“

Während die Prinzessin von Cypern diese Worte auf die rührendste Weise aussprach, eilte der Ritter sein Pferd zu zäumen, damit er schneller ihren Klagen entfliehen könne, die ihm gar lästig wurden, und die Prinzessin, die seine Absicht errieth, war außer sich vor Schmerz, gezwungen einen Mann anzuflehen, den sie eine Stunde früher würde haben ungerührt zu ihren Füßen schmachten sehen; solches fiel ihr ein, und unter den Stürmen der wildesten Leidenschaft regte sich wohl ihr angeborner Stolz, aber ohnmöglich konnte sie die Gewalt des Zau-

bers besiegen, der sie hinriß und jenen bald wieder überwand.

Mittlerweile sprang Lidomir rasch in den Sattel und floh die schöne Claribella, die, so schnell es ihr Zelter vermochte, ihm nachritt, und aus allen Kräften schrie:

„Halt ein, schöner Ritter! halt ein in deiner Flucht, oder mäßige wenigstens die Schnelligkeit deines Rosses, daß ich dich noch etwas länger sehe. Viel lieber will ich dir langsamer folgen, wenn du fürchtest von mir erreicht zu werden.“

So klagte die verliebte Prinzessin hinter dem grausamen Ritter; aber bald hörte Lidomir nichts mehr, denn das Roß des Ritogar, so grausam wie sein Reiter, floh mit der Schnelle des Blitzes von dannen, und die Prinzessin gerieth in Verzweiflung, als sie den Gefühllosen aus dem Gesichte verloren hatte; sie riß sich ihre schönen Haare aus, zerschlug ihre schneeweiße Brust, überließ sich allen Ausbrüchen der Verzweiflung hoffnungsloser Liebe, bis sie end-

lich ermattet an dem Quell niedersank und entschlummerte.

16.

Lidomir kam nach Prag zurück, wo sich einstweilen die Kriegsvölker der Herzogin versammelt hatten, und zog, als er von dem Herzog und der Herzogin ehrerbietigen Abschied genommen, feierlich aus der Stadt, seinen Heereshaufen verabredetermaßen zu dem König von Hungarn zu führen, wobei die tapfern Böhmen freudiglich sangen:

Wohlan! geht tapfer an,
Ihr werthe Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein,
Wagt's Leben unverdrossen,
Für eures Ruhmes Glanz,
Wozu ihr solches auch
Von Gott empfangen habt;
Das ist der Tugend Brauch.

Das Herz und Auge laßt
Mit Eiferflammen brennen;
Vom Andern keiner sich
Durch die Gewalt laß trennen;

Durch Kleinmuth oder Furcht
Den andern keiner schreck',
Noch durch sein' Flucht im Heer
Ein' Unordnung erweck'.

Kann er nicht fechten mehr,
Er doch mit seiner Stimme —
Kann er nicht rufen mehr,
Mit seiner Augen Grimme
Dem Feinde Abbruch thut,
Mit seinem Heldenmuth,
Nur wünschend, daß er theu'r
Verkaufen mög sein Blut.

Ein jeder sey bedacht,
Wie er das Lob erwerbe,
Daß er, ein ächter Held,
In edler Stellung sterbe;
An seinem Ort besteh,
Fest mit den Füßen sein,
Und beiß die Zähn' zusamm,
Und beide Lippen ein.

Daß seine Wunden sich
Lobwürdig all befinden,
Davornen auf der Brust
Und keine nicht dahinten;

Daß ihn der Ruhm auch noch
In seinem Tode zier',
Und deß man im Gesicht
Noch Ernst und Leben spür'.

So muß, wer Tyrannei
Mit starkem Arm will heben,
Er seines Lebens sich
Freiwillig vor begeben.
Wer nur den Tod begehrt,
Wer nur geht frisch dahin,
Der hat den hohen Sieg,
Das Leben zum Gewinn.

Lidomir zog mit seiner Schaar ohne allen Abentheuern durch alle näher und ferne liegenden Reiche, und traf bei dem König von Hungarn grade ein, als er im Begriff war, dem Almansor eine Schlacht zu liefern, worüber sich Lidomir sehr freute, und sich nicht zu trösten gewußt haben würde, wenn er solche versäumt hätte.

Der stolze Almansor, nachdem er sein Heer versammelt, und den Feldherrn die nöthigen Befehle ertheilt hatte, ließ den Tubal und Hermius

rufen, die beiden größten und stärksten Riesen, die er aus Afrika mitgebracht hatte. Tubal trug statt Waffe eine lange eiserne Stange, von der Dicke eines halben Schuhes, und Hermius, dessen Haut härter als selbst das Eisen war, bediente sich eines starken Baumes, den er aus den Wurzeln gerissen, seine Feinde damit zu erschlagen; diesen beiden befahl der König von Grenada, den König von Hungarn und den Prinzen Lidomir zu fangen und in seine Gewalt zu überliefern, wo sie deren im Gedränge der Schlacht habhaft werden könnten; dann entließ er sie und harrte sehnsüchtig der kommenden Schlacht.

Als die beiden Heere auf einander losstürzten, hätte man glauben sollen, die Erde müsse untergehen, und die Schlacht war eine der blutigsten, welche die Welt jemals gesehen; von beiden Seiten wurden Wunder der Tapferkeit ausgeübt. Arpad, Lidomir und Almansor waren vor allen glorreich, besonders Lidomir übte Thaten, welche eines ewigen Andenkens werth

waren, und richtete ein gewaltiges Blutbad unter dem Heere des Almansor an; umsonst flüchteten die Feinde vor ihm, das Roß des Ritogar erreichte sie nur allzuschnell und Wandas Schwert, von dem kräftigen Arm des böhmischen Prinzen geführt, spaltete sie inmitten von einander, so daß man um ihn her nur Arme und Köpfe fliegen sah; Almansor traf in der Schlacht mehrmals mit ihm zusammen; aber da diese beiden Krieger an Muth und Kräften einander gleich waren, und dieses den Kampf in die Länge zog, so wurden sie immer wieder getrennt, und so sie abermals auf einander trafen, erneuerten sie ihre heftigen Streiche. Wenn der König von Grenada vortheilhafter gewappnet war, so besaß dagegen der jugendliche Lidomir mehr Leichtigkeit und Gewandtheit; er theilte drei Hiebe aus, ehe er einen empfing, und würde gewiß den Sieg davon getragen haben, wenn nicht der ganze Harnisch des Königs bezaubert gewesen wäre; nachdem sie lange Zeit ohne Erfolg gekämpft hatten, nahm Lidomir sein Schwert in beide Hände

und führte einen so gewaltigen Streich auf den Helm des Königs, daß der tapfre Almansor betäubt wurde, und sich an den Hals seines Rosses halten mußte, um nicht herunter zu fallen. Der junge Held wollte diesen Streich wiederholen, um den König vom Pferde zu stürzen, als der gewaltige Hermius vor ihm vorüber kam, und den jungen Prinzen Leonatus, einen Neffen des Königs von Hungarn, wie ein Kind unter dem Arme trug — bei diesem Anblick vergaß er den großen Vortheil, der ihm über den König zu Theil geworden, und verließ diesen, um dem Leonatus zu Hülfe zu eilen; er warf sich auf den Riesen und haute ihn mit einem Streiche einen Schenkel ab. Das Ungeheuer fiel, und der Schmerz zwang dasselbe, seine Beute fahren zu lassen. Leonatus rettete sich und dankte dem Himmel, daß er den tapfern Lidomir zu seiner Rettung gesandt habe.

Almansor hatte diese großmüthige Handlung gesehen, und war davon so gerührt, daß er dem Prinzen ein Zeichen gab, er wolle mit ihm

sprechen; Lidomir nahte ihm und der König sprach folgende Worte:

„Tapferer Ritter! es wäre Schade, wenn all die Kraft und der Muth, den du beweisest, durch die große Menge überwältigt würde, denn du siehst, daß meine Truppen dich auf allen Seiten umringen, und dir bald nichts mehr übrig bleiben wird, als dich zu ergeben, oder der Tod; aber ich werde es nimmer zugeben, daß du also zu Grunde gehest, und will nicht dein Unglück benützen — auch mag ich keinem andern als mir selbst die Ehre verdanken, dich zu besiegen. Ich will mein Heer zurückziehen, obschon das eurige bereit ist, mir das Schlachtfeld zu überlassen, und morgen wollen wir uns beide an einem Orte treffen, wo wir unsern Kampf ohne Hinderniß und ohne Zeugen e den können, damit wir sehen, welcher von uns des Ruhmes würdiger ist, den wir in dem Handwerk der Waffen suchen. Ich begehre nicht dein Blut, noch deine Freiheit, und wenn ich tapfer genug bin, dich zu über-

winden, fodre ich als Beute nur dein berühmtes Roß; aber so ich im Gegentheil das Unglück habe, von dir besiegt zu werden, so verspreche ich dir alle Gefangenen zu überlassen, die ich gemacht habe, und überdieß schwöre ich zu deiner Beruhigung, daß — der Ausgang dieses Kampfes mag seyn, welcher er wolle — — ich in mein Vaterland zurückkehren und die Ruhe von Hispanien nimmer stören will.“

Da entgegnete Lidomir mit ehrerbietigem Wesen:

„Erhabner König! ich bin gar sehr gerührt, ob der großen Ehre, so du mir erzeigest; der Kampf, welchen du mir anbietest, kann mir nur Ruhm verschaffen, denn du hast einen so großen Ruhm, daß es selbst noch glorreich ist, deinen Streichen zu erliegen; aber ich muß sagen, daß ich dir, erlauchter Herrscher! nicht für den Vorsatz danken kann, den du mir eröffnet hast, dein Heer zurückzuziehen, das mich rings umgibt. Mein Ruhm würde darunter leiden, wenn ich eine solche Gunst annähme,

denn, wenn auch alle deine Truppen über mich herfielen, so würde ich drum doch die Hoffnung, oder wenigstens den Willen nicht aufgeben, mir mit dem Schwerte einen Weg durch sie zu bahnen, und unser Lager wieder zu erreichen."

Aber Almansor erwiederte mit freundlichem Lächeln:

„Muthvoller Jüngling! ich schätze die edlen Bewegungen deiner tapfern Seele, wie es sich geziemt; aber dießmal mögest du mir immer den Ruhm gönnen, daß du deine Kräfte für den Kampf sparest, welchen wir morgen mit einander beginnen werden."

Nachdem sie also gesprochen hatten, wurden sie über den Platz einig, wo sie streiten wollten — dieß war am Meeresufer, zwei Stunden von dem Lager entfernt; sie trennten sich alsbald, der eine, um das Zeichen zum Rückzuge zu geben, der andre, um das Heer des Arpad ins Feldlager zurück zu führen.

17.

Claribella war lange im Walde fortgegangen und hatte endlich die Hoffnung aufgegeben, Lidomir wieder zu finden und sein Herz zu rühren, worüber sie ganz trostlos war; nachdem sie, ihrem Versprechen gemäß, den Bruder durch fünf Tage im Hain des Marbod fruchtlos erwartet hatte, da ward ihr Gemüth von einer bangen Ahnung des Vorgefallenen befangen, und sie rief ängstlich aus:

„O mein Bruder! trotz deiner bezauberten Waffen hat dich ohne Zweifel dein Feind überwunden — er hat dir vielleicht das Leben genommen und du klagst nun bei den Göttern mich als deine Mörderin an; aber ich will nicht ruhen, bis ich dein Schicksal erfahren habe.“

Da gedachte Claribella des Zauberbuches, und fand darin in deutsamen Zeichen die Erzählung des Kampfes zwischen Hyacinth und dem König von Illyrien; ihre schönen Augen

vergossen unzählige Thränen, und der Forst wiederhallte von ihren bittern Klagen.

Endlich befahl Claribella den herbeigerufenen Geistern, sie in das Schloß des Königs, ihres Vaters, zu tragen, welcher sehr verwundert war, sie allein ankommen zu sehen, und ihr entgegen rief:

„Wo ist Hyacinth? was ist aus deinem Bruder geworden, und warum kehrst du ohne ihn heim?“

Aber als der König sah, daß Claribella vor heftigem Weinen nicht antworten konnte, fuhr er angstvoll fort:

„Ha, mein Sohn ist nicht mehr am Leben! ich lese seinen Tod in deinen Blicken.“

Da gewann die Prinzessin ihre Sprache wieder und versetzte in klagendem Tone:

„Ja, Herr! es ist also, und mein Bruder hat das Licht des Lebens verloren.“

Bei dieser Nachricht verhüllte der König das Haupt in sein Gewand und blieb in stum-

men Schmerz versenkt — erst als er sich einigermaßen gefaßt hatte, vermischte er seine Klagen mit den Zähren seiner Tochter, und beide gaben sich mehrere Tage ganz dem Schmerz über ihren Verlust hin; endlich aber sahen sie ein, daß keinerlei Wehklagen ihn ins Leben zurückrufe, und dachten einzig daran, das Andenken des Prinzen durch glanzvolle Trauerfeste zu verherrlichen.

In der That war die Prinzessin eine Zeitlang so sehr mit dem Verluste ihres Bruders beschäftigt, daß sie das Andenken des böhmischen Prinzen verloren zu haben schien; aber wenn das Blut die Liebe zwang ihm zu weichen, so entschädigte sich diese bald mit Wucher, Claribella ward abermals die Beute einer verzehrenden Flamme, und ihr Herz in den Gebirgen ihres Vaterlandes nicht ruhiger als im Hain des Marbod. Ueberall stand Lidomirs Bild vor Claribellens Seele, und wenn der Abendstern leuchtete, so sang sie in die Lüfte:

O, wunderschöner Stern,
Am Abendhimmel fern!
O, heilger, heilger Baum,
Der ersten Liebe Raum,
Wo erröthend
Und erblödend
Süß mein Herz zerfloß,
Und in Wort und Blicken
Zarte Liebe goß.
Doch der Schöne
Kannte nicht
Liebestöne,
Und der schwere
Ruf der Ehre,
Lockte ihn von mir.
Nicht der Liebe
Süße Triebe
Hielten ihn bei mir.
Ihr Blümlein in dem Thal,
Trauert, trauert allzumal,
Du Nachtigall im Baum,
Klage meines Lebens Traum;
Girrt ihr treuen
Turteltäublein
Seufzer in mein Ach,
Daß der vielgeliebte Ritter
Mir das Herz zerbrach.

Und wenn sie das Lied ausgesungen hatte, blieb sie sitzen und hatte ihr Gesicht noch immer gegen Abend gerichtet, denn sie konnte weder ihre Blicke noch ihre Gedanken von dieser Weltgegend abwenden — oft fand sie ein Vergnügen daran, sich Lidomir vorzustellen, wie er mit Verachtung die Liebkosungen der schönsten Frauen aller Länder zurückwies, und fand in diesen Gedanken einigen Trost, indem sie zu sich selbst sprach:

„Wenn gleich meine Reize eine so theure Eroberung nicht machen konnten, so habe ich wenigstens nicht die Schande, einer glücklichen Nebenbuhlerin weichen zu müssen. Das Herz, welches ich nicht zu rühren vermochte, ist unfühlbar.“

Aber bald folgten eifersüchtige Besorgnisse diesen tröstlichen Gedanken, und sie fuhr mit schmerzlichen Gefühlen fort:

„O Unglückselige! höre auf, deiner Leidenschaft zu schmeicheln! eine andre, deren Reize

die deinigen weit übertreffen, hat sein Herz gewonnen, und ach! während ich hier mein Leben in fruchtlosem Sehnen verschmachte, sieht die Stolze ihn vielleicht zu ihren Füßen, glühend von all der Zärtlichkeit, die ich fruchtlos an den Undankbaren verschwendet. O ihr Götter, warum habt ihr mich zu der Qual verdammt, einen Undankbaren zu lieben, der mich verachtet? Aber wenn mein Stolz und meine Vernunft zu schwache Waffen gegen dieses tyrannische Gefühl sind, so hat ja die Natur noch Geheimnisse, die kräftiger wirken, und ich will mich ihrer bis zur Zauberei bedienen — doch wohin verirrt sich mein Geist, und welch ein Irrthum zu glauben, daß es möglich sey, meine Liebesflamme zu verlöschen? — wenn ich im ersten Strahl des Neumonds, wenn ich die stärksten Wurzeln in den dunkeln Nächten der Sonnenwende ausrisse — der Saft der Pflanzen, die Gaben der Wurzeln und Steine und alle Macht der Zauberei würden Lidomir nicht aus meinem Herzen verdrängen."

18.

Als eines Tages die Prinzessin ihr schweres Leid beklagte, erinnerte sie sich des böhmischen Zauberers und gedachte, er könne ihr vielleicht von Nutzen seyn; sie schlug das Zauberbuch auf, um zu erfahren, wo er sey, und die Geister nannten ihr den Ort, wo ihn der König an den Felsen zu schmieden befohlen hatte. Diese Entdeckung erfüllte Claribellens zagendes Gemüth mit einiger Hoffnung, und sie vermeinte mit des Magiers Hülfe dem Ritter freundlichere Gefühle einzuflößen; deshalb ließ sie sich alsbald auf den Felsen bringen, auf den sich Wladibog befand.

Dieser unglückliche Mann dachte beständig über sein böses Geschick nach, und wie er an den Fels am Gestade angeschmiedet war, sah er beständig träumerisch in das Meer hinein; als Claribella sich nahte, erkannte er sie, und fühlte einiges Vergnügen über ihre Ankunft, ob er sich gleich, nach dem, was früher zwischen ihnen vorgegangen, nicht viel Gutes von

ihr zu versprechen hatte; aber die Prinzessin sagte ihm, daß sie gekommen sey, seine Leiden zu endigen, und auf ein Wort von ihr fielen die Ketten von ihm ab.

Wladibog wollte sich der Prinzessin zu Füßen werfen; aber sie hielt ihn zurück, und sprach zu ihm:

„Ich schenke dir Leben und Freiheit unter der Bedingung, daß du mir einen Dienst erweisest, von dem allein die Ruhe meines Lebens abhängt. Ich will dir die geheimsten Gefühle meines Herzens entdecken — ich liebe den böhmischen Prinzen Lidomir — wenn ich dir dieses gestehe, so kannst du daraus die Größe meines Gefühles beurtheilen, und du mußt mir einen Eid ablegen, daß du dich zu ihm verfügen, und ihn bewegen willst, zu mir nach Cypern zu kommen, und nach dem Tode meines Vaters den Thron dieses Eilandes mit mir zu theilen. Dafür werde ich dir ewig dankbar seyn und will dir auch dein Zauberbuch zurückgeben, das du gewiß gar ungern verloren hast.“

Wladibog war sehr erfreut über Claribellens gütige Reden und entgegnete:

„O allerschönste Prinzessin! gebeut, daß ich etwas Schwereres für dich vollbringe — denn, wenn der glückliche Lidomir von mir sein neidenswerthes Glück erfährt, wie wird er eilen —“

Da unterbrach ihn Claribella mit einem tiefen Seufzer:

„Geh, um den Prinzen aufzusuchen — vielleicht wirst du ihn nicht so empfindlich für dieses Glück finden, als du glaubst.“

Wladibog war so fest vom Gegentheil überzeugt, daß er der Prinzessin schwur, den erlauchten Jüngling alsobald nach Cypern zu bringen und ihr mit so viel Eifer als Treue zu dienen. Auf diesen Schwur gab ihm Claribella das Buch zurück, und der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er vier seiner Geister herbeirief, wovon er zweien befahl, ihn an den Ort zu tragen, wo sich Lidomir befin-

de; den beiden andern aber auftrug, die Prinzessin an das Hoflager ihres königlichen Vaters zurück zu bringen.

Wladibog, voll Eifer für seine Befreierin, flog nach Hispanien, und bildete sich gar nicht ein, daß Lidomir, dem er ein lebhaftes Gefühl für die Damen zutraute, grausam gegen die schönste aller Prinzessinnen seyn werde; seine dienstbaren Geister unterrichteten ihn von dem Fortgange der Unternehmung des Königs von Hungarn, und den wichtigsten Begebenheiten dieses Krieges, und so gelangten sie auf das Feld, wo Tages zuvor die blutige Schlacht geliefert worden. Die zahllose Menge von Todten, welche die Erde bedeckten, und die Ströme Blutes, die in den Gräbern stockten, bildeten ein Schauspiel, vor dem Wladibog die Haut schauerte, und welches nur seinen Geistern gefallen konnte, die ihre Freude laut zu erkennen gaben.

Sobald sich Wladibog in Lidomirs Zelt befand, weckte er diesen auf, der noch auf sei-

nem Lager der Ruhe pflegte, und sehr erstaunt war, jenen zu sehen; er stand hurtig auf, umarmte den Wladibog aufs freundschaftlichste, und fragte ihn, wie er nach Hispanien gekommen sey?

Da entgegnete Wladibog:

„Es ist nur dein Vortheil, der mich hieher führt, und ich bin gekommen, dir die angenehmste Botschaft von der Welt zu bringen. Bereite dein Herz auf den Empfang eines unerwarteten Gutes, das von dem höchsten Werth und Reiz ist — auch brauchst du dich in gar keine Gefahr zu begeben, um es zu erlangen, denn man fodert von dir nicht mehr als den Willen, es anzunehmen.“

Während Wladibog also sprach, hörte ihm Lidomir mit der größten Aufmerksamkeit zu, und man sah auf dem Antlitz des jungen Helden alle Bewegungen, welche die Hoffnung eines nahenden Glücks, und die Ungeduld, zu wissen, von welcher Art es sey, in einem von Natur

fühlbaren Gemüth entzündet; daher erwiederte er:

„Mein lieber Wladibog! laß mich nicht länger harren und eröffne mir, welches das Glück sey, das du mir so sehr rühmest?“

Da sprach Wladibog:

„Wohlan! so wisse denn, welch ein köstlicher Besitz deiner harrt. Eine reizende Prinzessin, die schönste der Welt — mit einem Worte, die unvergleichliche Claribella, des Königs von Cypern einzige Tochter und Thronerbin, ist für dich in Liebe entbrannt.“

Wenn Wladibogs erste Reden den Schein freudiger Hoffnung über Lidomirs Antlitz verbreitet hatten, so verschwand er plötzlich wieder, als jener den Namen der Prinzessin nannte, und er verfiel in eine solche Traurigkeit, daß man hätte glauben sollen, es sey ihm ein großes Leid widerfahren; er seufzte, schlug die Augen gen Himmel, dann wandte er sie auf Wladibog und sprach:

„Das ist also die Glückseligkeit, die du mich hoffen ließest? — o Wladibog! höre auf, mir von dieser Fürstin zu sprechen, denn ich bin nicht im Stande, von ihren gütigen Gesinnungen einen Nutzen zu ziehen.“

Aber der Schwarzkünstler rief ganz verwundert:

„Wie? Claribella, die Bewunderung der ganzen Welt, das vollkommenste Meisterstück der Natur, hat nichts, was deine Liebe reizen könnte? Bist du schon so hart durch dein Handwerk geworden, daß du die zarte Frauenliebe ganz verschmähst? — gleichwohl, du mögest für die Prinzessin von Cypern Liebe fühlen oder nicht, so wisse, daß ich ihr Gefangner bin, und wenn du ihrer heftigen Leidenschaft nicht entsprichst, wieder in eine traurige Verbannung zurückkehren muß, aus der sie mich nur auf mein Wort und das Versprechen, dich in ihre Arme zu führen, entlassen hat.“

Wladibog schwieg, und nach einer kleinen Weile antwortete Lidomir:

„Mein lieber Freund! es gibt nichts, was ich nicht gerne für dich thun wollte — muß ich, um dich zu befreien, ganze Reiche zerstören, tausend Ungeheuer bekämpfen, oder durch Flammen schreiten, so sage mir nur an, welchen Gefahren ich Trotz bieten soll, und ich werde alle bestehen, ohne vor dem schrecklichsten Tode zu erbleichen; aber ich bitte dich, sprich mir nicht mehr von dieser Claribella — ich gebe dir zu, daß sie höchst liebenswerth in den Augen der ganzen Welt ist — allein, es sey Eigensinn oder Verblendung, ich fühle etwas in meinem Herzen, das mir sie verhaßt macht, ohne daß ich dieser Empfindung widerstehen kann. Ueberdieß ist es mir auch gar nicht vergönnt, etwas vorzunehmen, ehe ich mit dem König von Grenada gekämpft habe; meine Ehre und mein Wort fodern dieß."

Der Ritter hörte auf zu reden, und Wladibog wandte Bitten, Liebkosungen und Zureden an, ihn zu Claribellens Gunsten zu bewegen; als er aber sah, daß alle seine Bemü-

hungen fruchtlos waren, verlor er die Geduld und rief voller Zorn aus:

„Nun wohl denn, wenn ich dir so wenig werth bin, daß du mich zu Grunde gehen lassen willst, so erkläre ich mich als deinen Feind — fürchte meine Rache, und daß ich alle deine Entwürfe vernichte.“

19.

Nachdem Wladibog also geredet, verschwand er aus Lidomirs Zelt und ließ sich in einen dichten Wald bringen, wo er ungestört seine Beschwörungen vornehmen konnte. Alsbald eilten auf des Schwarzkünstlers Ruf die beiden Geister, deren er sich meistens bediente, Pothos und Sidis, herbei; der letztere nahm auf das Geheiß seines Gebieters die Gestalt eines Herolds des hungarischen Königs an, und begab sich in Almansors Zelt, selben in Lidomirs Namen bittend, er möge sich um Mittagszeit an dem zum Kampf bestimmten Ort einfinden, über welche Bothschaft Alman-

sor so sehr erfreut war, daß er dem Bothen auf der Stelle einen reichen goldenen Becher von vortrefflicher Arbeit schenkte. Der Geist machte sich zwar aus diesem Geschenke nicht viel, doch nahm er es mit großen Danksagungen an, und war kaum Almansors Augen entschwunden, als er sich in einen Herold dieses Königs verwandelte, mit dem glänzenden Stabe geschmückt; ein langes orientalisches Gewand, mit goldnen Franzen eingefaßt, verhüllte seine Gestalt, ein hundertfaltiger Turban bedeckte sein Haupt, und in seinen Ohren sah man glänzende Ringe. So trat er vor Lidomir und meldete ihm, der König von Grenada habe sich, ihrer getroffenen Verabredung gemäß, an das Meeresufer begeben, und erwarte ihn dort.

Lidomir war es nicht lieb, zu vernehmen, daß ihm sein erhabner Gegner zuvorgekommen sey, und er ließ sich alsogleich wappnen, worauf er den Weg zum Meeresstrand einschlug; aber als er dort angekommen war, sah er nichts als eine leere Barke, und meinte, sein

Gegner sey, des Harrens müde, schon wieder in sein Lager zurückgekehrt; er betrübte sich sehr über den Gedanken, daß dieser Zufall seinem Ruhme großen Schaden zufügen könne, als er den Pothos in der Gestalt des Almansor auf sich zuschreiten sah; er erkannte die reichen und glänzenden Waffen dieses Königs, das breite Schwert und den goldnen Helm mit der Krone und den vielen weißen Federn, die im Winde flatterten.

Lidomir, durch diese Truggestalt getäuscht, eilte dem falschen Almansor entgegen, und sprach:

„Großer König! ich komme, mein Wort auszulösen, und hier ist auch mein Roß, das ich mitgebracht habe, der Preis des Sieges zu werden —"

Lidomir hielt inne, denn obschon Almansor das Schwert gezogen, so schien er sich doch von ihm zu entfernen — er zog das Schwert der Wanda und eilte auf seinen Gegner zu, der endlich Stand hielt, und nach einem kur-

zen und hartnäckigen Gefechte ergriff Lidomir sein gutes Schwert mit beiden Händen, hieb mit aller Gewalt auf das Haupt des Dämons, und zerhieb die goldne Krone und den Helm, daß der flatternde Federbusch auseinander flog — Pothos that, als wäre er von einem so gewaltigen Streich betäubt, und entwich gegen das Meer, voller Freude über seinen Sieg verfolgte ihn Lidomir und schrie:

„Halt ein, und erwarte mich! ein Krieger, der flieht, verdient nicht mein Roß zu besitzen.“

Diese Worte vermochten nicht den flüchtigen Fuß des Pothos zu fesseln, der schnell in die Barke am Meeresstrand sprang, auch dahin folgte ihm Lidomir, und als er seine ganze Kraft gesammelt hatte, um durch den letzten gewaltigen Streich seinen flüchtigen Feind vom Haupt bis zum Gürtel zu spalten, sah er diesen in der Luft zerfließen, und den Kahn, auf welchem er sich befand, im hohen Meere schwimmen.

Weit entfernt vom Lande, und ohne Hoffnung selbes wieder zu erreichen, hob er die Augen zum Himmel, beklagte sein herbes Geschick und sprach:

„O Herr! welches Verbrechen habe ich begangen, daß ich eine so harte Züchtigung leiden muß? — Mein Ruhm ist dahin, und ich habe ohne Zweifel mit einem Phantom gekämpft, welches die Gestalt des Königs von Grenada angenommen. Was wird der tapfre Almansor von mir denken, der meiner vielleicht jetzt in einer andern Gegend harrt — mein Name wird zum Spott des feindlichen Lagers werden, und wie soll ich meinem Könige Rechenschaft von meiner Entfernung ablegen, wie mich vertheidigen? wird er mir wohl Glauben beimessen, wenn ich ihm dieses unselige Abentheuer erzähle? O, warum habe ich nicht gestern in der Schlacht mein Leben verloren, so hätte ich wenigstens meinen Ruhm bewahret.“

In solchen rührenden Worten beklagte Lidomir sein großes Leid, und war oft im Be-

griff, sich mit seiner ganzen Rüstung ins Meer zu stürzen; aber eine innere Stimme hielt ihn davon zurück — mittlerweile blies ein lustiger Wind und trieb das Schifflein gegen Morgen immer weiter von der hispanischen Küste.

Obschon kein Mensch in dem Kahn gewesen, so war er doch mit Lebensmitteln aller Art versehen, was dem Ritter sehr nützlich war, da er wohl einsah, er müsse sich in Geduld fassen.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen erblickte Lidomir einen großen Garten inmitten des Meeres, und in demselben einen glanzvollen Pallast. Wie sich das Fahrzeug diesem freundlichen Eiland näherte, an welches jenes von einer geheimen Kraft angezogen zu werden schien, sah der Ritter erst, wie wunderschön und vergnüglich der Garten sey, auch das Schloß, aus dem kostbarsten Marmor erbauet, und so wohl geglättet, daß alle Bäume des Gartens sich darin spiegelten.

20.

Lidomir sprang aus dem Kahn; aber kaum hatte er zwanzig Schritte vorwärts gethan, als eine schöne Dame aus dem Gebüsche trat, die sich ihm näherte und mit einem gefälligen Wesen sprach:

„Edler Ritter! glaube nicht, daß du auf eine natürliche Art an diesen Strand geführt worden bist. Du wirst zwar anfänglich dieses Abentheuer etwas traurig gefunden haben; aber dafür wird das Ende dir um so erfreulicher seyn, wenn nicht dein Herz so hart ist, wie jenes der Löwen und Tiger.“

Als die Dame diese Worte gesprochen, ergriff sie die Hand des Prinzen und führte ihn in den Pallast, dessen innere Pracht ganz des Aeußern würdig war, so daß Lidomirs Augen schier verblindeten, ob des Glanzes, der von allen Wänden strahlte. Ueberdieß ertönten alle Gemächer, durch welche sie gingen, von süßem Saitenspiel, und eine Schaar lieblicher Jungfrauen sang:

In dem lieben, schönen Maien
Hat das Trauern keine Statt;
Zärtlich kosend muß sich freuen
Alles, was sein Liebchen hat.
Rund umher ist alles froh,
Denn der Wonnemond will's so.

Wo sich junge Liebe findet,
Schlägt voll süßem Drang die Brust!
Herzen, so die Liebe bindet,
Fühlen immer Maienlust.
Wo man Lieb' um Liebe beut,
Kennt man keine Traurigkeit.

Liebchen, die es herzlich meinen
Mit einander allezeit,
Und sich beide treu vereinen,
Sich zu lieben sonder Leid,
Gott zusammen hat gefügt,
Um zu leben hoch vergnügt.

Wo ein Herz voll Treue findet
Treue Liebe, treuen Muth,
All sein Trauern ihm verschwindet;
Treue Lieb' ist gar so gut,
Daß sie stete Freude gibt,
Jedem, der sich ihr ergibt.

Möcht' ich treue Liebe finden,
O wie treu wollt' ich ihr seyn!
Mit ihr wollt' ich überwinden
Alle Sorg' und alle Pein.
Schön ist junge Lieb' und Treu,
Sie umblüht ein ew'ger Mai.

Andre Jungfrauen, welche den ersten an Schönheit nichts nachgaben, tanzten gar zierlich um den jugendlichen Helden, umwanden ihn mit Blumenfesseln, und ihre Tänze schienen, wie jener Gesang, anzudeuten, derjenige sey der Glücklichste auf Erden, der sich der Liebe ergebe. Dann führte die Dame den verwunderten Lidomir in einen prächtigen Saal; die Tänzerin sowohl als die Lautenschlägerin und Sängerinnen folgten ihnen dahin, und der Prinz glaubte sich in den Himmel versetzt. Endlich nahm seine liebreizende Führerin wieder das Wort, und sprach:

„Wisse, schöner Ritter! daß dieses anmuthige Eiland mit all seinen Reizen und Reichthümern dein Eigenthum ist, und daß unsre Gebieterin diesen glanzvollen Pallast nur für

dich hat erbauen lassen. O wie glücklich bist du, von einer so erlauchten Prinzessin geliebt zu werden! sie ist weißer als die Lilie, und die Morgenröthe erbleichet und scheint gemein und ohne Reiz, wenn man sie mit ihren rothen Wangen vergleicht; Sonne und Mond haben ihren Glanz und Strahlen, ihren Purpur und Perlenschein von den Lippen unsrer Gebieterin, welche glühen wie der Schaum von rothen Trauben — diese wunderbare Schönheit heißt Claribella, und ist die Tochter eines großen und mächtigen Königs.“

Lidomir hatte nicht sobald den Namen eines ihm so verhaßten Gegenstandes aussprechen gehört, als sein Antlitz die Farbe schnell wechselte; alle Vergnügungen, die man ihm anbot, wurden ihm zuwider, und der Aufenthalt auf dem freundlichen Eiland verlor augenblicklich allen Reiz für ihn.

Die Dame bemerkte aus seinen traurigen und verstörten Blicken seine Abneigung gegen Claribella, und fuhr verwundert fort:

„Ist es möglich, Herr Ritter! daß du eine so glückliche Bothschaft mit Widerwillen vernimmst? Erlangte wohl jemals ein Sterblicher ein beneidenswertheres Glück, als sich dir darbeut? Ueberlege dieß und fürchte die allzuspäte Reue, denn du bist unser Gefangener — das Meer umgibt diesen Garten von allen Seiten, und all deine Tapferkeit, das Schwert der Wanda und selbst das Roß des Ritogar, wenn du es noch besäßest, könnte dich von hier nicht befreien. Thue daher lieber gutwillig, was man von dir verlangt, denn unsre Königin will nur, daß du sie sehest, und du wirst doch nicht so unsinnig seyn, nicht einen Blick auf die schönste Fürstin der Welt werfen zu wollen?"

Die Dame fuhr noch lange mit mannigfaltigen Ueberredungen fort; aber all ihre Kunst war fruchtlos, und der Ritter entfernte sich ungestüm, den Weg gegen das Meer einschlagend, um ihre Reden nicht ferner hören zu müssen; alle Reize des Eilands, die sich seinen Blicken wieder darstellten, schienen ihm

nicht mehr einladend und gefällig, und als er seinen Kahn erreicht hatte, sprang er hurtig hinein, voll Angst, die Prinzessin möchte ihm erscheinen, die er nicht lieben konnte; er wünschte nichts so sehnlich, als daß sein Fahrzeug das Gestade des Eilands alsobald verlassen möchte; aber der Kahn blieb unbeweglich; es möge dieß seyn, daß kein Wind das Meer bewegte, oder durch eine Bezauberung. Der Ritter konnte sich nicht von dem verhaßten Ufer entfernen, worüber er in Verzweiflung gerieth, und ehe er dort geblieben wäre, faßte er den traurigen Entschluß, sich ins Meer zu stürzen; aber als er dieß thun wollte, bewegte sich die Barke von selbst und schwamm auf dem Meere dahin, und Lidomir empfand eine große Freude darüber, denn trotz den Gefahren, denen er auf offner See ausgesetzt war, sah er gleichwohl die Entfernung von dem Eilande, wo er von nichts als Claribellen reden hörte, als ein großes Glück an.

Am folgenden Morgen sah der Ritter eine Küste, die ganz mit schwarzer Waldung bedeckt

war, und das Schifflein schwamm grade auf selbe zu; aber kaum war er ans Land getreten, als ein Greis mit schneeweißen Haaren unter Vergießung vieler Thränen auf ihn zukam, und also sprach:

„Tapfrer Ritter! versage mir deine Hülfe nicht. Ein Räuber hat mir so eben eine junge und schöne Jungfrau gestohlen, die ich mit mir führte — ich glaube nicht, daß er schon fünfhundert Schritte von uns entfernt seyn kann."

Lidomir war gerührt von dem Schmerz des Alten und verfolgte alsbald den Räuber; aber dieser hatte ihn nicht sobald erblickt, als er einsah, mit einem solchen Ritter nichts ausrichten zu können; er ergriff also ein Horn, das er an der Seite trug, und stieß aus allen Kräften hinein — auf diesen schmetternden Ton öffnete sich das Thor eines Schlosses, das sich in einiger Entfernung auf einem Hügel erhob, und ein Riese trat heraus, dessen außerordentliche Größe und trotziges Wesen wenig Gutes anzudeuten schien; dieser schwang sein Schwert

und führte einen gewaltigen Hieb auf Lidomir, dessen gute Waffen selben aber widerstanden, und welcher mit einem Streich das Schild des Riesen zerschmetterte, der, wohl einsehend, daß er es mit keinem gewöhnlichen Ritter zu thun habe, die Flucht über eine Brücke ergriff. Lidomir folgte dem Ungeheuer, ohne zu bemerken, daß der Riese eine Fallthüre geöffnet hatte, in die er bei hastiger Verfolgung fiel, und dabei rief:

„O Gott! soll ich also zu Grunde gehen?"

Als Lidomir in den Fluß stürzte, fand er sich in Netzen gefangen, die von einem Bogen der Brücke zu dem andern gespannt waren, und der Riese eilte in das Wasser, ihn heraus zu holen; so tief aber das Bette des Flusses war, so wurde er doch nur bis an den Gürtel naß; er löste die Netze von der Brücke ab, und warf selbe nebst dem gefangenen Ritter über die Achsel, wobei der unglückselige Lidomir ausrief:

„O grausames Geschick! wirst du denn nie-

mals aufhören mich zu verfolgen? kaum bin ich einem Elende entgangen, als ich schon wieder in ein zweites gestürzt werde, und ich sehe mich ohne Hoffnung, aus den Händen eines Ungethüms zu entkommen, das sich meiner auf eine so heimtückische Weise bemächtigt hat."

Während der Prinz also klagte, kam der Riese der ihn trug, bei dem Schlosse an, dessen ganze Umgebung nur traurige Bilder der Grausamkeit darbot: Blut floß aus den Thüren; der Vorhof war mit Leichnamen erfüllt, und was das Schrecklichste war, verstümmelte Körper lagen herum, die eben ihre letzten Seufzer aushauchten — dieser Anblick war nur zu geschickt, Lidomirs Besorgnisse zu vermehren.

13.

Ein altes Weib von traurigem und widerlichem Ansehen, und in ein schwarzes Gewand gehüllt, an dem man Spuren von Blut sah, erschien aus den innern Gemächern, und der Riese warf seine Last zu ihren Füßen nieder,

worauf sie einige Knechte rief, die, mit Beihülfe des Riesen, dem Ritter sein gutes Schwert nahmen, ihn an Händen und Füßen mit Strikken fest banden, und dann erst aus den Netzen befreiten. Als dieses geschehen war, sprach die Alte zu Lidomir:

„Unglücklicher Ritter! wenn der Ruf dich noch nicht von dem Gebrauche dieses Schlosses unterrichtet hat, so will ich dir denselben bekannt machen, damit du dich zum Tode bereitest, denn du wirst nur noch bis morgen leben. — Wisse also, daß einstmals ein Ritter, der mit außerordentlicher Tapferkeit begabt war, dieses Schloß besaß. Damals hieß es die Rosenburg; nun aber wird es, der Dinge wegen, die ich dir erzählen werde, die Burg des Schrekkens genannt. Der Ritter hielt sein Schloß jederzeit allen rechtlichen Herrn und Damen offen, und bewirthete alle seine Gäste aufs Kostbarste; die Nachbarn achteten und liebten ihn, und erhoben ihn bis an den Himmel. Dieser vortreffliche Ritter hieß Claudius, und war mit

der holdseligen Asträa vermählt, die schöner glänzte als der prächtige Morgenstern, wenn er am blauen Himmelsgewölbe auf die Welt herabstrahlt. Claudius pflegte oft in dem dichten Walde am Meeresufer zu jagen, wo er eines Tages einen andern Ritter fand, der sich mit derselben Beschäftigung erlustigte; Claudius lud den Lisander ein, mit ihm auf sein Schloß zu reiten, und dieser, der mein Sohn war, nahm die Einladung an, und wurde mit aller Freundschaft und Achtung empfangen; aber zu seinem Unglück wurde er allzusehr von der liebreizenden Asträa bezaubert, so daß ihre Schönheit ein Gift in sein Herz goß, welches dessen Ruhe vernichtete und eine heftige Liebesflamme in ihm entzündete. Ein hitziges Fieber ergriff meinen Sohn, und brachte ihn nach wenig Tagen in die größte Lebensgefahr; Claudius, der ihn zärtlich liebte, kam auf unser Schloß, ihn zu besuchen, und brachte sogar seine schöne Gemahlin mit dahin; aber dieser Anblick, statt ihn zu beruhigen, vermehrte nur seine Leiden. Ich war untröstlich, einen geliebten Sohn in

diesem Zustande zu sehen, und leistete ihm alle Hülfe, die ich für nöthig erachtete; gleichwohl waren alle Mittel zu seiner Heilung fruchtlos und brachten ihm nicht einmal einige Linderung, worüber ich beinahe in Verzweiflung gerieth. Lisander ward gerührt über die Betrübniß, in welche er mich versenkt sah, und sagte eines Tages mit zitternder Stimme zu mir:

„O meine theure Mutter! höre auf, dich um eines Unglücklichen willen zu quälen, der keinen Theil mehr am Leben hat.“

Da fing ich noch mehr zu weinen an, und entgegnete:

„Und warum beraubst du dich selbst aller Hoffnung?“

Aber Lisander fuhr in schmerzlicher Bewegung fort:

„O Mutter! mich verzehrt eine Flamme, die nimmer gelöscht werden kann, denn Asträa hat mir mein Herz geraubt; ihr Besitz allein könnte mich erhalten, und da er mir unerreichbar ist, so laß mich viel lieber sterben.“

Diese Rede, so sehr sie mich überraschte, ließ mir gleichwohl hoffen, daß ich ihn ins Leben zurückrufen könne, wenn ich seiner Leidenschaft mit Hoffnung schmeichelte; deshalb sprach ich zu ihm:

„O mein Sohn! warum überlässest du dich so leicht der Verzweiflung? ich habe dich immer als einen unternehmenden Ritter gekannt, und nun erliegst du der geringsten Schwierigkeit, die sich dir in einem Liebeshandel entgegenstellt. Pfui! rufe deinen Muth zurück, und schäme dich', in deinen Jahren so wenig Selbstvertrauen zu haben."

Da wunderte sich Lisander über meine Rede und erwiederte mit etwas festerer Stimme:

„Wie, meine Mutter! sollte ich in der That jemals zu meinem Ziele gelangen können?"

Aber ich versetzte mit tröstender Stimme:

„Warum solltest du dich nicht mit dieser Hoffnung beruhigen können? — ist nicht Asträa

ein Weib, und gibt es eine unter uns, der es ganz unmöglich wäre, sich den Wünschen eines Mannes von Verdiensten zu ergeben? Dienstfertigkeit, Beflissenheit und die verliebte List, sind gute Mittel, ein Weib zu besiegen, und wenn diese nicht zum Ziele führen sollten, so würde ich es dir eher vergeben, wenn du Gewalt zu Hülfe nähmest, als daß du aus Mangel an Entschlossenheit so elend dahin stirbst."

Durch solche Reden entriß ich meinen Sohn dem Tode, und die Hoffnung, das Herz der reizenden Asträa noch zu gewinnen, gab ihm seine Kräfte wieder, wozu die häufigen Besuche von Ritter Claudius und seiner Gemahlin, die den herzlichsten Antheil an ihm nahm, sehr viel beitrugen. Endlich genoß mein Sohn wieder der vollkommensten Gesundheit; aber seine jugendliche Heftigkeit verschmähte die Mittel, die ich ihm gelehrt hatte, Asträas Gunst zu erwerben, so daß er gleich zu den gewaltsamen Schritten ging; er brachte einige Zeit damit zu, einen Plan zu ersinnen, ohne mir etwas

davon zu vertrauen; und als sein Entschluß gefaßt war, nahm er die entschlossensten seiner Knechte, die er im Dickigt des nahen Waldes verbarg, und dann in sein Jagdhorn stieß, um Claudius an sich zu locken. Asträas unglücklicher Gemahl kam auf den Ruf seines trügerischen Freundes, welcher ihm zurief:

„O mein lieber Freund! ich habe einen Hund verloren, den ich sehr liebe, und weil mir die Pfade dieses Waldes nicht so wohl bekannt sind, als dir, so bitte ich dich, mir ihn suchen zu helfen.“

Ritter Claudius war sogleich dazu bereit, und sie fingen an, zusammen den Wald zu durchstreichen; aber als Lysander seinen Freund hatte, wo er ihn wollte, ließ er ihn auf die grausamste Weise ermorden, und begab sich sodann auf die Rosenburg.

Da man die beiden Ritter als Freunde kannte, so mißtraute man dem Lysander und seinem zahlreichen, wohlbewaffneten Gefolge nicht, und so bemächtigten sich diese Bösewich-

ter des ganzen Schlosses; sie tödteten alles, was ihnen in den Weg kam, und ließen nur Asträa am Leben, welches Geschenk der tugendhaften Frau verhaßter als der Tod selbst war, da sie Lysanders Absichten erkannte; umsonst suchte er sie durch Bitten und Betheurungen zu erweichen; aber sie konnte ihn nicht ohne Abscheu ansehen, und foderte unter den grausamsten Schmähungen den Tod von ihm. Empört durch ihre bittern Reden, war mein Sohn mehrmals im Begriff, die schöne Frau zu erschlagen; gleichwohl siegte seine Liebe jedesmal über die Wuth, und er gestand sichs im Innersten seiner Seele, daß das Verbrechen, welches er begangen, ihre Vorwürfe wohl verdiene; er hoffte, daß die Länge der Zeit sie endlich besänftigen werde, und im schlimmsten Falle meinte er durch Gewalt seine Liebesflamme zu löschen; aber er betrog sich sehr, denn Asträas Betrübniß und ihre Verachtung gegen ihn schien mit jedem Tage zuzunehmen.

Während dieß auf der Rosenburg geschah, verbreitete sich die Kunde von dem Morde des

Claudius und seiner Gemahlin Gefangenschaft im Lande, und alle ihre Freunde und Verwandte geriethen in Aufruhr, denn sie hatten beide sehr geliebt, und hielten es für Pflicht, die Tugend an dem Verräther zu rächen, zu welchem Zwecke sie alsbald ihre Vasallen und Knechte versammelten. Viele Edle, die Claudius nicht einmal gekannt hatten, vereinigten sich mit ihnen, blos aus Abscheu vor einem so abscheulichen Verbrechen, und alle zusammen bildeten ein zahlreiches Heer, das mehr als hinlänglich war, den Lysander zu bedrohen. Cornelius, ein tapfrer Ritter und Blutsverwandter des Claudius, zeigte sich unter den Rächern als einer der eifrigsten, und ihm wurde einmüthig die Befehlshaberstelle angeboten.

Als ich diese Bothschaft erhielt, eilte ich zu meinem Sohne, und, alle Vorwürfe unterdrückend, die nun zu spät gekommen wären, bat ich ihn nur, zu dem Könige von Armenien zu flüchten, der unser Vetter war, und die schöne Asträa in Freiheit zu setzen; aber

was ich ihm auch zuredete, so erklärte er, sich lieber unter den Trümmern des Schlosses begraben zu lassen, als die Frucht seines Verbrechens dahin zu geben, ohne seine wilde Leidenschaft befriedigt zu haben.

Mittlerweile waren die Freunde und Rächer des Claudius herbeigeeilt, verwüsteten Lysanders Besitzungen, und ließen durch Herolde verkündigen: sie seyen gesonnen, der Nachwelt ein Beispiel zu hinterlassen, das jeden Verräther künftiger Jahrhunderte zum Zittern bringen solle. Lysander versammelte alles, was er von Kriegsleuten aufbringen konnte, und verschloß sie in seiner Burg, auf deren feste Mauern er sich verließ, und während uns Cornelius belagerte und fest einschloß, dachte mein Sohn weniger auf seine Vertheidigung, als wie er Asträa für seine Liebe gewinnen wolle; da er jedoch sah, daß ihn die Dame gleichsam als einen bösen Geist betrachte, der sich verfolgend an ihre Fußsohlen hefte, so entbrannte er in Zorn und sagte zu Asträa: er sey es müde

länger zu harren, und wolle seinen Zweck im Guten oder Bösen erreichen; zugleich schloß er sie in seine Arme, als ich ins Zimmer trat, ihm zu berichten, daß unsre Spähet bemerkt hätten, wie sich die Belagerer damit beschäftigten, einen unterirdischen Gang in den Felsen zu graben — ich erschrack über Lysanders Beginnen, und stellte ihm vor, daß er sich durch diese Unthat verderbe; aber er schien sinnlos, und ohne sich zu begnügen, daß er Asträa entehrt hatte, bohrte er ihr einen Dolch in die schwanenweiße Brust, und rief:

„Undankbare Schöne! wenigstens sollst du nicht die Freude erleben, dich an mir gerächt zu sehen.“

Kaum hatte Lysander den rauchenden Dolch aus Asträas Busen zurück gezogen, als er sich selben bis ans Heft in die Brust stieß, ehe ich ihn von dieser gewaltsamen Handlung abhalten konnte.

Ich fing so heftig zu schreien an, daß man mich im ganzen Schlosse vernahm und einige

Dienstleute herzukamen, mit welchen ich das Blut meines Sohnes zu stillen, und Asträa zu retten versuchte; aber bald sahen wir ein, daß unsre Mühe fruchtlos sey. Asträa hatte ihren letzten Seufzer schon ausgehaucht, und Lysander, welcher sich allen unsern Bemühungen widersetzte und sterben wollte, sprach mit matter Stimme zu mir:

„O Mutter! lasse einen Elenden hinsterben, der sich selbst zu einem mit Lastern befleckten Leben verurtheilt hat — das einzige, was ich noch von deiner blinden Liebe zu mir erbitte, ist, daß du meinen todten Leib mit den Ueberresten der geliebten Asträa in ein Grab legen lassest, damit mein Geist sie bewache, und es nicht zulasse, daß sie sich jenseits wieder mit dem allzuglücklichen Claudius vereinige."

Ich mußte ihm die Erfüllung dieser Bitte zuschwören; dann verschied er.

Ich blieb in einem fürchterlichen Zustand zurück, und tausendmal verfluchte ich meine Arglist, die mir den Sohn ins Verderben ge-

stürzt hatte. Ich ließ in einem Winkel des großen Burghofes eine Grube graben, worin die beiden Leichname bestattet und mit einer großen Tafel von schwarzem Marmor bedeckt wurden; mehr konnte ich während der Belagerung nicht thun; aber ich nahm mir vor, wenn ich solcher glücklich entginge, ihnen ein herrliches Denkmahl erbauen zu lassen.

Die Belagerer erfuhren weder Asträas Tod, noch den Untergang meines Sohnes; aber weil wir in unsrer großen Verwirrung wenig Acht auf sie hatten, beschäftigten sie sich fleißig mit dem Aushauen des unterirdischen Ganges, der wenige Tage nach dem Leichenbegängniß meines Sohnes zu Stande kam; im Dunkel einer sternlosen Nacht brachen sie im tiefen Keller ein, und kaum hatten sich ihrer so viel im Schloßhofe versammelt, um uns Gesetze vorschreiben zu können, so erfüllten sie das Schloß mit Schrecken und metzelten alles nieder, was sich ihnen widersetzte. Das Getöse der Waffen und die Wehklagen der Sterbenden weckte mich

aus dem Schlafe; aber ich war so glücklich, in Mannskleider gehüllt, durch eine kleine Pforte aus dem Schlosse zu entfliehen, und eilte nach Armenien, wo ich nach einer Reise von zwei Wochen ankam.

Der König empfing mich als ein freundlicher Verwandter, beklagte Lysanders Mißgeschick, welches ich ihm ganz offenherzig erzählte, ohne unsre Schuld zu verkleinern, und um mir wieder zu unsern Besitzungen zu verhelfen, gab er mir ein zahlreiches Heer von seinen besten Kriegern mit, welches von drei Riesen angeführt wurde. Ich kam hieher zurück, wo unsre Feinde nicht nur dieses Schloß, sondern alle Güter meines Sohnes besaßen, und die Burg unsrer Ahnen zerstört hatten. Cornelius war nicht mehr hier, und hatte nur eine geringe Anzahl von Kriegern zurückgelassen, so daß wir wenig Mühe hatten, meine Besitzungen wieder zu gewinnen, und es erging den Leuten des Cornelius nicht besser, als sie es den unsrigen gemacht hatten; den Schwertern

meines Heeres entkam nicht ein einziger. Dann behielt ich bloß zwei von den Riesen, und von Kriegern so viel, als ich für nöthig erachtete, dieß Schloß zu beschützen, und sandte dem König von Armenien die übrigen unter Anführung des dritten Riesen zurück.

Als nun alle Gefahr vorüber war, gedachte ich wieder meines Vorhabens, dem unglücklichen Lysander ein kostbares Denkmahl zu errichten, und man begann an selbem zu arbeiten, als die Werkleute mir zu berichten kamen, daß sie unter dem schwarzen Marmorstein hervor gar fürchterliche Töne erschallen hörten, die sie mit Abscheu und Entsetzen füllten. Der Beherzteste der beiden Riesen wollte sehen, woher der Schall komme; aber kaum hatte er den Marmorstein erhoben, als ein fürchterliches Ungeheuer heraus kam, das sich auf ihn warf und ihn zerriß.

Alles, was man in dieser großen Gefahr machen konnte, war, daß man den Vorhof alsbald verschloß, und ein neues Thor an der

andern Seite der Burg ausbrach; aber ich war mit dieser Vorsicht noch nicht zufrieden, ließ Mauern um den Aufenthalt des Ungeheuers ziehen, und glaubte mich nicht eher sicher, bis diese eine ungeheure Höhe erreicht hatten. Als ich nachher über die Geburt dieses wunderbaren Unthiers nachdachte, vermeinte ich, daß Lysanders Wuth und die Verzweiflung der schönen Asträa dieß Ungeheuer erzeugt haben müsse. Diese vorgefaßte Meinung brachte mich zu einem grausamen Entschlusse, denn, wenn ich meinem Sohne kein Grabmahl erhöhen lassen konnte, so wollte ich doch seinen Manen ein blutiges Todtenopfer weihen — das Ungeheuer, der Sohn der Gottheit, die hier gefeiert werden sollte, war zum Opferpriester bestimmt, und ihm werden alle Fremdlinge preis gegeben, die sich unserm Schlosse nähern, wo sie meine Leute oder der Riese einfängt; um aber auch die tapfersten Ritter zu bezwingen, haben wir die List mit unsrer Brücke erfunden, mittelst welcher wir dich gefangen haben. Wenn nun ein Ritter dem Ungeheuer

zur Speise vorgeworfen wird, so schleppt ihn dieses erst auf das Grab meines Sohnes; dann aber zerreißt und frißt ihn dasselbe, wie ich es selbst von einem Thurm des Schlosses mit angesehen, und woraus ich schließe, daß diese Todtenopfer den Schatten meines Sohnes gefällig seyen. Ich will dir nichts von der fürchterlichen Gestalt des Ungeheuers sagen, denn du wirst sie mehr als genug sehen, da selbes auch dich zerfleischen wird."

22.

Als die Alte ihre Rede geendet hatte, war Lidomir sehr erstaunt über ein so unmenschliches Verfahren; gleichwohl verlor er seinen Muth noch nicht und sprach:

„Ich beklage mich nicht über das Urtheil, so du über mich ausgesprochen — nur eine Gunst will ich mir von dir erbitten. Befiehl, daß man mich gewappnet dem Ungeheuer zur Speise vorwerfe, denn da ich ein Ritter bin, so wäre es mir eine Schande, ohne alle Vertheidigung des Lebens beraubt zu werden."

Aber die Alte entgegnete:

„Dieses will ich dir gerne zugestehen; doch werden deine Waffen dir nichts helfen, denn die Haut des Ungeheuers ist so dick, daß kein Schwert sie verletzen kann; seine Zähne zermalmen das Eisen, und nichts widersteht seinen Krallen — darum würdest du besser thun, dich gutwillig dem Tode zu überlassen, als daß du durch Widerstand seinen Grimm reizest.“

Lidomir erwiederte nichts, und zufrieden, daß ihm sein Wunsch gewährt wurde, ließ er sich in den Kerker führen, wo er die Nacht zubrachte; aber als die Sonne kaum die höchsten Spitzen der Berge zu vergolden anfing, kamen schon die Trabanten der Burgfrau, um den Ritter dem Ungeheuer zu überliefern; die Stricke, womit er gebunden war, wurden gelöst; man ließ ihm seinen Harnisch, und gab ihm das Schwert der Wanda zurück. Als sich nun Lidomir wohl gerüstet sah, ward er sehr vergnügt und begehrte selbst in den Aufenthaltsort des Ungeheuers gebracht zu werden —

da mußte er auf einer Leiter die Höhe der Mauer ersteigen, und wurde sodann mittelst eines Strickes auf der andern Seite herabgelassen.

Das Ungeheuer säumte nicht, seine Beute aufzusuchen — welche abscheuliche Gestalt zeigte sich Lidomirs Blicken! Es war größer als ein Nashorn, sein Kopf glich dem eines Drachen, und sein immer blutender Rachen hatte eine Oeffnung von fünf Fuß; seine Zähne waren wie jene des fürchterlichsten Krokodills, das der Nil je ausgespien; sonst glich sein Körper dem eines Centaur; aber seine Hände waren mit fürchterlichen Krallen bewaffnet, die das härteste Eisen brachen. — Gleichwohl ging der tapfre Prinz diesem Ungeheuer entgegen, ohne die mindeste Furcht zu bezeigen.

Das Unthier stürzte mit weit aufgerissenem Rachen auf Lidomir zu, um ihn zu verschlingen; aber dieser sprang behende zur Seite und hieb es mit seinem guten Schwert über die

Schnauze, ohne es sehr verwunden zu können; das Ungeheuer stürzte auf ihn zu, ihn mit seinen Krallen zu fassen; aber der Ritter führte einen Streich auf seine Brust, der, obschon er nicht eindrang, jenes zwang, ein paar Schritte zu weichen, worauf es aber mit doppelter Wuth auf ihn eindrang, ihm Schild und Schwert zerbrach, und ihn mit seinen Krallen verwundete, daß das Blut aus vielen Theilen seines Leibes floß. In dieser großen Noth war Lidomir an diejenige Mauer gekommen, welche ehemals den Vorhof eingefaßt hatte, und sich innerhalb der von Lysanders Mutter erbauten befand, und die etwa zwei Mannslängen hoch war; er raffte alle ihm noch übrigen Kräfte zusammen, und erreichte durch einen gewaltsamen Sprung die Höhe der Mauer mit der Hand, dann schwang er sich hinauf und sah sich einstweilen vor den Angriffen des Thiers in Sicherheit; als er so auf der Mauer saß, fing er an nachzudenken, was er nunmehr beginnen solle.

Mittlerweile begab sich Wladibog zu Claribellen, meldete ihr, in welchem Zustande sich ihr Geliebter befinde, und wie er selbst dieß Mittel erwählt, um ihn für ihre Liebe zu gewinnen, weil er auf keine andre Weise sein fühlloses Herz zu erweichen vermocht habe.

Die Prinzessin blieb unbeweglich bei dieser traurigen Mähr — die Rosen ihrer Wangen erbleichten und ihre Sinne entwichen, so daß die Seele diesen schönen Körper verlassen zu wollen schien; aber nach einigen Augenblicken gab ihr das Uebermaß ihres Schmerzes die Besinnung wieder, und sie rief:

„Grausamer! du hast also deinen Freund einem gewissen Tode hingeopfert, und nach einer so schändlichen That wagst du es noch vor meinen Blicken zu erscheinen? Elender! wenn du nicht sogleich ihn errettest, so will ich dich, trotz deiner dienstbaren Geister und Zauberkünste verbrennen lassen, und deine Asche in den Wind streuen.“

Aber der Schwarzkünstler entgegnete:

„Der Prinz wird nicht zu Grunde gehen — du selbst mußt ihn erretten, und trotz der Härte seines Gemüthes, wird eine so große Wohlthat sein Herz für dich einnehmen.“

Als er so gesprochen, reichte Wladibog der Prinzessin eine kleine gläserne Flasche, lehrte ihr deren Gebrauch, und ließ sie alsbald durch seine Geister in Lidomirs Aufenthalt bringen. Claribella erschien in der Luft schwebend; aber kaum hatte sie der Prinz erblickt, als er sein Antlitz wieder abwendete, und viel lieber ein Opfer des Ungeheuers werden, als den verhaßten Anblick der Schönen ertragen wollte; er riß seinen Harnisch und seine Gewänder herab, damit ihn der Zahn seines Feindes desto eher zerfleischen möchte, und stürzte sich so von der Mauer herab, sich ohne Widerstand dem Ungeheuer überlassend, welches sich sogleich über ihn hermachte, und ihn zerriß — wie sein Herzblut in den Sand floß, und die Prin-

zessin bei einem so schrecklichen Schauspiel vor Schmerz vergehen wollte, erschien Koronatus plötzlich; er war in ein langes und faltenreiches Gewand gehüllt, und sein Antlitz zeigte, wie tief betrübt seine Seele sey; nachdem er die Flasche aus Claribellens Händen genommen, sprach er also zu ihr:

„Fliehe, du allzuschönes Weib! denn du hast diesen Helden auf seiner glorreichen Bahn aufgehalten und zu Grunde gerichtet — dieses zu bereuen, sey das Geschäft und die Strafe deiner übrigen Lebenstage.“

Hierauf goß Koronatus die Flüssigkeit, welche in der Flasche enthalten war, auf die schwarze Marmorplatte — diese erhob sich, und Lysander und Asträa kamen aus der Grube hervor; aber kaum sah das Ungeheuer den ersten, als es ihn mit der größten Wuth

anfiel und zerriß, worauf es sich selbst zu entzünden schien, und in einer grünlichten Flamme zu Asche brannte; aber aus der Flamme ging eine klare ätherische Gestalt hervor, welche Lidomirs Züge trug, und Hand in Hand mit Asträen, sich gegen die Wolken erhob; dann zerflossen beide Lichtgestalten in zarte Klänge, so die Luft erfüllten.

Claribella kehrte mit blutendem Herzen nach Hause zurück, und brachte die ganze übrige Zeit ihres Lebens in einer Felsenkluft am Ufer des Meeres zu, indem sie stets nach Westen sah, und nicht aufhörte um Lidomirs Tod zu trauern.

Koronatus ging wieder in die Riesenberge, und wollte nichts mehr von dem Thun und Treiben der Menschen wissen; auch blieb er

in der That mehrere Jahrhunderte in seiner unterirdischen Werkstätte, bis der Trieb, die Menschen aufzusuchen und ihnen wohlzuthun, wieder in ihm erwachte und er sich abermals auf der Oberfläche der Erde sehen ließ.

Zweites Mährchen.

Die Zwillingsbrüder.

1.

Es war um die Stunde der Mitternacht, und wilder Sturm heulte durch den finstern Wald, als das Weib eines armen Kohlenbrenners im Riesengebirge den Mann erweckte und sagte, sie fühle Schmerzen und werde wohl binnen kurzer Zeit gebähren; da erhob er sich vom harten Lager, und eilte, die Nachbarin zum Beistande zu rufen; aber als diese gekommen war, ging er in der Angst seines Herzens wieder vor die Hütte, um Gott anzuflehen, daß er seinem armen Weibe in der Stunde der Geburt gnädig sey. Der Köhler sank auf seine Knie und stimmte ein brünstiges Gebet an, und als er das Auge zu dem hohen Himmelsgewölbe erhob, da stellte sich seinen Blicken ein gar wunderbares Schauspiel dar: Große Feuer-

kugeln flogen an dem weiten Bogen hin und wieder, wie wenn Knaben den leichten Ball einander zuschleudern, und da er sehr verwundert in die plötzlich erleuchtete Nacht hinein blickte, trafen zwei dieser Kugeln hart an einander, und wie sie zerplatzten, kam es dem Köhler vor, als stünden zwei wunderschöne Jünglinge am Himmel, die hatten jeder ein muthiges Roß zur Seite, einen blinkenden Spieß in der Hand, und über ihren Häuptern schimmerten ein paar helle Sterne; auch ergoß sich ein Strahlenglanz von ihren schlanken Leibern, daß der Himmel so klar erleuchtet war, als vorher durch die feurigen Kugeln, die man nun nicht mehr sah, und sie blickten sich so freundlich an, daß man in ihren strahlenden Augen die Schwüre der herzlichsten Bruderliebe las. — Die Wolken verzogen sich, die vorher das blaue Himmelszelt bedeckt hatten, und es schien dem Köhler, als verwandelten sich die allmählich hervortretenden Sterne in helle leuchtende Knäblein, die trugen zwei Wiegen, in deren jeder ein holdseliges Kindlein lachte, und

sie tanzten um die schönen Jünglinge herum und setzten die Wiegen zu ihren Füßen nieder. Zwei schöne Jungfrauen schwebten aus der Ferne daher, von hohen Mannsgestalten umgeben, und als sie näher kamen, da waren es allerhand große und gewaltige Thiere, die eilten drohend auf die Knäbleins in den Wiegen zu; aber da senkten die Jünglinge ihre Spieße über die schlummernden Kindlein, und die großen Thiere legten sich fromm und geduldig vor den Wiegen nieder, als wollten sie ihren kleinen Bewohnern huldigen und ihren Schlaf bewachen — und bald wurde das Licht am Himmel schwächer und immer schwächer, die Sterne blinkten nur wenig, und als die Nachbarin kam, dem Köhler zu berichten, daß sein Weib zweier gar wunderschöner Knäblein genesen sey, war alles wieder ganz dunkel und trübe geworden, und der Köhler verwunderte sich, der Erscheinung zweier Kindlein gedenkend, die er eben am Himmel geschaut; er erzählte und beschrieb der guten Nachbarin alles, was er gesehen, und diese schlug freudig in die Hände und sprach:

„O, wie beneidenswerth seyd ihr! denn eure Söhne sind in einem glücklichen Zeichen geboren, und ihr müßt wissen, bei welches Menschen Geburt die Zwillinge erscheinen, der ist zu großem Glanz und Ehren auf die Welt kommen.“ —

Nun fing sie an, ihm viele Beispiele von solchen Menschen aufzuzählen, welche seit vielen hundert Jahren in diesem Himmelszeichen geboren worden, und würde noch immer fortgeplaudert haben, der Wöchnerin vergessend, wenn nicht die beiden Knäblein gar einmüthig zu schreien angefangen hätten, und da verfügte sie sich mit dem freudigen Vater, der, in ein stilles Dankgebet versunken, so viel als Nichts von ihrer langen Rede vernommen hatte, wieder in die Hütte, um der gar schwachen Mutter beizustehen und der beiden Söhnlein zu pflegen.

Die Zwillinge, die in der heiligen Taufe die Namen Siegfried und Hugo erhielten, wa-

ren schön und gesund; aber es schien, als wolle das Glück, so ihnen die Erscheinung der himmlischen Zwillingsbrüder verkündet, gar schlecht beginnen, denn wenige Stunden nach ihrer Geburt, als sie noch kaum die süße Nahrung der Mutterbrust verkostet hatten, verschied die Köhlerin vor großer Entkräftung, und ihr Mann, der seine getreue Hausfrau mehr als das Licht seiner Augen geliebt hatte, grämte sich über deren Verlust so sehr, daß er sie nur drei Tage überlebte. Die Nachbarn, welche selbst arme Leute waren, wußten nicht, was sie mit den zwei unschuldigen Knäblein anfangen und auf welche Art sie solche auferziehen sollten, bis endlich einem gutherzigen Weibe einfiel, man möge sie zu dem weisen Manne tragen, der innerhalb des dichten Waldes wohne, und von der ganzen Gegend als Rathgeber und Wohlthäter verehrt wurde. Dieser Rathschlag ward angenommen, und als der ganze Zug sich zur Hütte des Alten verfügte, ihm die Knäblein zu übergeben, die so schön wie die Engel waren, da trat jener

den Ankömmlingen mit freundlicher Miene entgegen und sprach:

„Mir ist schon bekannt, meine lieben Freunde, warum ihr zu mir kommt, und gar gern will ich die Sorge übernehmen, die verwaisten Knäblein aufzuziehen, daß dereinst wackre Männer aus ihnen werden.“

Deß waren die guten Leute hoch erfreut, und zogen gutes Muthes wieder heim zu ihrem eignen Heerde.

Der Alte in der stillen Waldklause war daher gezogen, ohne daß einer in der Nachbarschaft wußte, woher er gekommen, oder wer er sey; aber es war eigentlich Rübezahl, der an dem frommen und ehrbaren Völklein dieser Gegend ein großes Wohlgefallen gefunden und unbekannt, ihm viele Wohlthaten spendete; er hielt treulich Wort und erzog die Knaben in seiner Einöde, und mittelst der Hülfe seiner dienstbaren Geister so wohl, daß sich der erste Ritter im Lande ihrer nicht hätte zu schämen gebraucht; auch wenn er abwesend war, blieb

ein Erdgeist in der Gestalt ihres Pflegevaters ihnen zur Seite und leitete sie nach seines Herrn Wunsch und Willen; andre unterrichteten sie im Waffenspiel und weltlichen Künsten, daß Rübezahl seine herzliche Freude daran hatte, wie sie täglich an Kraft und Geschicklichkeit zunahmen.

Als die beiden Jünglinge das zwanzigste Jahr erreicht hatten, da trat ihr sorgsamer Pfleger zwischen sie, und redete also:

„Vernehmt, meine Söhne! daß ich euch verlassen muß; das Verhängniß ruft mich in die Tiefen der Erde, für die Sterblichen zu wirken, und ich gehorche seinen Winken — auch seyd ihr groß genug, um ohne meine Führung in der Welt zu bleiben. Wisset, daß ihr zu großem Glücke geboren seyd, macht euch daher durch Redlichkeit und männliche Waffenthaten dessen werth; ja auch, wenn ihr schon dem Glück im Schooße sitzet, werdet nicht unthätig und bewahret euch wohl vor Uebermuth. Als mein letztes Geschenk nehmt jeder drei

Thiere, einen Löwen, Wolf und Bären, von mir an, die euch überall hin folgen sollen, und in manchen Gelegenheiten gute Dienste leisten werden. — Ziehet jeder eine entgegengesetzte Straße, damit ihr lernet allein und ohne fremder Beihülfe Thaten zu üben; aber ehe ihr euch trennet, steckt jeder euer Messer in diesen Baum, und wenn dann einst einer von euch in diese Gegend zurück kehrt, und er findet den Stahl rostig, so sey ihm dieß ein Zeichen, daß sich sein Bruder in großer Gefahr befinde, und er eilen möge, ihm beizustehen."

2.

Rübezahl nahm den zärtlichsten Abschied von den beiden Jünglingen, und verschwand ihren Blicken plötzlich; aber auch die Zwillingsbrüder blieben nur noch eine Nacht in der einsamen Waldhütte, welche sie vor großer Erwartung der künftigen Dinge schier schlaflos zubrachten; als nun die Mitternacht vorüber war, da entschlummerte Siegfried, und Hugo blieb sinnend auf dem Lager liegen und schaute gen Himmel,

als dieser plötzlich von einem ungewöhnlichen Glanz erleuchtet wurde, der fast dem Sonnenstrahl des Tages glich, doch war er milder, und der Jüngling konnte sich nicht enthalten, daß er aufsprang und vor die Thüre der Hütte trat, um sich des hellleuchtenden Gewölbes zu erfreuen, da erblickte er am Firmament dieselben Jünglinge, so sein Vater in der Nacht ihrer Geburt geschaut hatte, und sie verloren endlich die menschliche Gestalt, aber zwei große feurige Sterne standen neben einander; endlich bewegte sich der eine gegen den Aufgang, und gegen den Ort, wo die Sonne unterzugehen pflegt, der andre. Hugos Augen fingen ihm von dem großen Glanz zu schmerzen an, und wie er selbe schloß, sank er, von süßem Schlummer überwältigt, auf den Rasen, und im Traum kam es ihm vor, als ständen die beiden himmlischen Jünglinge in sanftem Lichtglanz vor ihm, und der eine sprach:

„Wisse, daß du in dieser Nacht dein und deines Bruders schützende Geister gesehen hast!

— einst waren wir zwei Zwillinge aus königlichem Stamme im fernen Morgenlande, und als mein Bruder in der Schlacht gefallen und die Unsterblichkeit erworben hatte, da erhielt er, der mich so sehr liebte, von dem Herrn des Himmels die Erlaubniß, die Freuden des ewigen Lebens mit mir zu theilen, und einen Tag auf Erden mit mir zu leben, wofür ich den andern mit ihm im Paradiese seyn durfte; aber als ich starb, da wurden wir beide zum Lohn unsrer großen Zärtlichkeit an den Himmelsbogen versetzt, die Beschützer der treuen Bruderliebe zu seyn. — Ziehe du gegen Abend und sage deinem Bruder, er möge seine Schritte gegen Morgen wenden, am Ziele seht ihr einander wieder.“

Als Hugo am Morgen erwachte, und sich vor der Hütte im Grase wieder fand, da gedachte er seines Traumbildes und erzählte dem Bruder, den er gleichfalls sinnend auf dem Lager fand, was er gesehen und gehört hatte. Siegfried, welchem es ohnehin gleichgültig war,

wohin er zöge, war mit dem Ausspruche des himmlischen Zwillings gar wohl zufrieden, und nach einem herzlichen brüderlichen Kusse ging er mit seinen drei begleitenden Thieren in den dichten Wald, und Hugo schlug den entgegengesetzten Weg in die offene Ebene ein; er war mehrere Tage so fortgegangen, und oft flohen die Leute in großer Angst vor ihm, wenn er mit seinen furchtbaren Gefährten daherschritt; aber wenn sie endlich sahen, wie diese Thiere, ganz gegen ihre wilde Art, gleich frommen und folgsamen Hunden, sich zu den Füßen ihres Herrn lagerten, da wurden sie wieder ruhig und gewöhnten sich an so seltsamen Anblick.

Endlich gelangte Hugo nach Prag, und war sehr erstaunt, die ganze Stadt mit schwarzen Tüchern behangen zu sehen und alle Menschen in so großer Betrübniß, daß sie vor lauter Wehklagen gar nicht auf seine Fragen antworteten; er ging in eine Herberge, und hoffte, weil die Wirthe den Ruf haben, gern zu plaudern, und vor allem immer mit Neuigkei-

ten reichlich versehen zu seyn, einigen Aufschluß über diese wunderbare und allgemeine Trauer zu erhalten; aber auch hier war alles in Thränen gebadet, und als er seine neugierige Frage wiederholte, antwortete ihm der Wirth mit gebrochener Stimme also:

„Ach Herr! wie soll denn nicht das ganze Land gar sehr weinen, da ihm das größte Unglück bevorsteht? — da ist ein abscheulicher Riese mit drei Köpfen vor einiger Zeit feindselig ins arme Böhmerland eingebrochen, weil er für die schöne Tochter unsers Herzogs in Liebe entbrannt, und dieser sie einem solchen Unhold nicht zur Frau geben wollte; er liegt hier vor der Stadt, zerfleischt Menschen und Vieh, und hat geschworen, das ganze Land zu verheeren, wenn ihm die Prinzessin nicht ausgeliefert wird. Wenn der Herzog mit seinem Leben das arme Kind erretten könnte, gar gerne würde er es dem bösartigen Ungeheuer zum Opfer geben, und Tausende im Lande thäten dasselbe, um die schöne Prinzessin von so her-

dem Leide zu befreien, denn sie ist so freundlichen Gemüthes, als schön, und ganz Böhmen ist ihr mit der innigsten Liebe zugethan; aber so große Belohnungen auch der König ausgesetzt hat, und durch einen Herold verkündigen lassen, daß ein Ritter, welcher diesen gewaltigen Riesen erlegt, die Hand der Prinzessin und das Herzogthum zum Lohn seiner Tapferkeit erhalten sollte, so hat es doch noch keiner gewagt, in so ungleichen Kampf einzugehen; auch wäre es wohl fruchtlose Arbeit und Wagniß, denn welcher einzelne Mensch wird diesen großen Mann erlegen, ja selbst ein ganzes Heer würde ihn nicht bezwingen, so gewaltig ist er."

Da kam es dem Hugo vor, als flüstre ihm eine innre Stimme zu, daß es ihm wohl beschieden seyn könne, das erlauchte Fräulein zu erretten; er sah auf seine Begleiter herab, die ihn muthvoll und freudig anschauten, und als er vollends am Abend das Doppelgestirn mit zwiefachem Glanze vom Himmel herabstrahlen sah, da war er fest entschlossen, den Kampf zu

wagen; doch ließ er dem Wirthe nichts merken und befragte ihn bloß um die Stunde, wo die Prinzessin hinausgeführt werden sollte; als er diese erfahren, begab er sich ruhig auf sein Lager.

Kaum war der Morgen angebrochen, so stand Hugo auf, gürtete sein gutes Schwert um, und zog mit seinen treuen Begleitern vor die Stadt. — Zu derselben Zeit fuhr auch die beklagenswerthe Prinzessin in ihrem einsamen Wagen zum Thore hinaus, denn der Vater und die Mutter konnten das schwere Leid nicht mit ansehen, wie sie der Riese in seine plumpen Arme fassen würde, und blieben deshalb zurück. Der tapfre Jüngling sah, wie das Fräulein vor großem Leid ganz entkräftet im Wagen saß; aber er erkannte trotz ihrer Blässe, daß sie mit hohem Liebreiz ausgeschmückt, und es wohl verdiene, daß man um ihren Besitz einen gefährlichen Kampf wage; er erschien am Schlage ihres Wagens, um ihr Muth einzusprechen. Hugo befahl dem Kutscher anzuhal-

ten, der anfangs nicht sehr gewillet schien, seinem Begehren Folge zu leisten; als aber der Bär über seinen Ungehorsam zu brummen anfing, zog er schnell die Zügel an, der Wagen stand und Hugo sprach, sich ehrerbietig beugend:

„Schöne Prinzessin! gib dich nicht so ganz und gar deinem hoffnungslosen Leid hin! Wie leicht kann ja der Himmel, der es unmöglich zugeben kann, daß sein schönstes Meisterstück die Beute eines abscheulichen Unholdes werde, dir eines seiner Werkzeuge senden, um dich vor so großem Unglück zu bewahren. Ja, ich bin selbst entschlossen, mich dem boshaften Riesen entgegen zu stellen, und mit ihm um deinen Besitz zu kämpfen.“

Aber diese Rede gab der Prinzessin wenig Trost; sie hatte seine Begleiter noch nicht gesehen, wie sollte sie also glauben, daß ein zarter Jüngling, dem kaum ein leichter Flaum das rosige Kinn bezog, einen Riesen überwältigen werde, mit dem sich keiner der stärksten Ritter zu messen wagte, und sie entgegnete:

„Laß ab von solchem Beginnen, so du nicht dein junges Leben verschleudern willst, ohne daß es mir zum Nutzen gereiche — wie solltest du im Stande seyn, den Riesen zu besiegen, der mehr Stärke in einem Finger hat, als du in deinem ganzen Leibe.“

Da erwiederte Hugo:

„Urtheile nicht allzu gering von meinen Kräften; die Hoffnung auf den Besitz einer so wunderschönen P. azessin wird mich über die Maßen stark machen, und sodann habe ich noch drei Gesellen mit mir, die wohl dem unerwünschten Herrn Bräutigam auch ein Stück Arbeit aufgeben sollen.“

Mit diesen Worten eröffnete er die Thüre des Wagens, und die Prinzessin sah mit großer Verwunderung seine seltsamen Begleiter, die sie mit trostvollen Blicken anschauten; nun erst fing die Hoffnung wieder an ihr Herz zu erfreuen, und sie stieg aus dem Wagen, um in Begleitung ihres neuen Beschützers den Weg bis zur Felsenhöhle zurückzulegen, wo der Riese

ihrer harren wollte; den Wagen ließ sie langsam nachfahren.

3.

Das dreiköpfige Ungeheuer war nicht wenig über das sonderbare Geleit der Prinzessin erstaunt und fragte Hugo in einem gebieterischen Tone, was er hier wolle?

Da entgegnete ihm der Jüngling mit trotziger Miene:

„Das sollst du bald erfahren, denn du bist es eigentlich, mit dem ich zu thun habe. — Ich frage dich, ob du gesonnen bist, auf den Besitz dieser schönen Fürstentochter Verzicht zu thun, und sogleich das Herzogthum zu verlassen, oder ob du auf Tod und Leben mit mir kämpfen willst?"

Der Riese wollte kaum seinen Ohren trauen und lachte überlaut ob der Verwegenheit des Jünglings, der ihm nicht einmal bis zu dem Gürtel reichte; dann befahl er ihm in den schändlichsten Ausdrücken, sich sogleich von dan-

nen zu trollen, und ihn mit seiner Braut allein zu lassen.

Aber Hugo zog sein Schwert aus der Scheide und rief:

„Mit nichten! du sollst dem holdseligen Fräulein entsagen, oder sterben!"

Da hob der Riese seine ungeheure eiserne Keule und wollte Hugo mit einem Schlage zerschmettern; aber dieser wußte so hurtig auszubeugen, daß die Keule sehr fest in den Boden fuhr, und selbst der gewaltige Riese sie nur mit großer Anstrengung wieder herausziehen konnte; dieses benutzte der Ritter und hieb ihm den linken Fuß am Knie glatt weg.

Hugos Thiere wollten den Kampf ihres Herrn nicht gleichgültig zusehen, und kaum hatte der Riese, der auf ein Knie gesunken war, seine Keule zum zweitenmale gehoben, als der Löwe auf seinen rechten Arm lossprang, und ihn grausam zerfleischte; Wolf und Bär fielen nun den ungeheuern Leib des Riesen an, und warfen ihn, so lang er war, zur Erde, so daß

Hugo nichts mehr zu thun hatte, als die drei fürchterlichen Köpfe mit seinem Schwerte abzuhauen, und der Schönen zu Füßen zu legen. Die Prinzessin, welche während dieses Kampfes vor Angst und Entsetzen zu vergehen geglaubt hatte, empfing ihren Retter mit den süßesten Worten, und wollte im Uebermaß ihrer Dankbarkeit ihm zu Füßen fallen, welches er jedoch nicht zuließ, sondern sie zärtlich an sein Herz drückte.

Hugo wollte schon mit der Prinzessin in die Stadt fahren, um dort den verdienten Lohn für seine That zu ernten, da gedachte er der weisen Lehren und Ermahnungen seines Pflegers und beschloß, weiter zu ziehen, und durch ritterliche Thaten sich eines so großen Glückes, als er hier besitzen sollte, noch würdiger zu machen; er schnitt die Zungen aus den drei Köpfen des Ungeheuers, verwahrte sie wohl in ein seidnes Tuch und sprach zu der Prinzessin folgende Worte:

„O du schönste aller Jungfrauen! ich grüße dich, nach der Zusage deines erlauchten Vaters,

als meine Braut; empfange daher diesen Kuß der Liebe, und hier — mit diesen Worten umarmte er sie inbrünstig und brach einen goldnen Reif, den er am Finger trug, mitten von einander — zum Andenken unsres unauflöslichen Bundes, diesen halben Ring, an dessen zweiter Hälfte du mich dereinst wieder erkennen sollst, denn mein Stern erlaubt mir noch nicht, hier zu bleiben, und mich in deinen Armen des Lebens zu erfreuen — drum lebe wohl und bleibe mir so treu als das Metall, aus dem dieser Fingerreif gemacht ist — heute über ein Jahr sehen wir uns froh wieder."

Als er so gesprochen, steckte er das seidne Tuch mit des Riesen Zungen zu sich, und entfernte sich schnell. Da aber der Kutscher der Prinzessin den jungen Helden so forteilen sah, dachte er in seinem Sinn: Ist dieses nicht ein sehr unverständiger Jüngling, der sein Leben aufs Spiel setzt, um eine Jungfrau zu erretten, und nach vollbrachter, so unglaublicher That, wie thöricht fortrennt, ohne den reich-

lichen Lohn dafür abzuwarten — wie wäre es, wenn ich denselben für mich behielte? keiner von den Pragern hat es gewagt, aus den Thoren zu sehen; kein Mensch hat diesem Kampfe beigewohnt, und ich kann nimmer auf so leichte Weise zu Glück und hohen Ehren kommen — es sey also!

Die Prinzessin befahl hierauf dem Kutscher, sie wieder in die Stadt zu führen, aber dieser nahm eine trotzige Miene an, und sprach:

„Höret an, schöne Prinzessin, was ich euch zu sagen habe — daß der fremde Knabe mit seinen Bestien den Riesen erlegt hat, dies weiß niemand, als ich; er ist fort, und ich läugne es gar nicht, daß ich fest entschlossen bin, dem Herzoge zu sagen, ich sey es selbst gewesen, der den Riesen erschlagen hat. Ich werde euch also nicht eher in die Stadt führen, bis ihr mir einen hohen Eid geschworen habt, daß ihr niemals gegen irgend einem das Gegentheil behaupten, sondern meine Gemahlin werden, und mich immer für euren Erretter ausgeben wollet.“

Voll Abscheu über eine so erniedrigende Zumuthung, weigerte sich die Prinzessin, einen solchen Schwur abzulegen, und wollte entfliehen; aber der Kutscher hielt sie zurück und drohte sie den Augenblick zu erwürgen, wenn sie ihm nicht Folge leistete — in der Angst ihres Herzens legte sie endlich den Eid ab, und wurde von ihm in die Stadt zurück geführt.

Als der Wagen wieder zum Thor herein rollte, da hielt ihn die ganze Stadt für leer, und es entstund ein großer Jammer, der sich aber gar bald in Jubelgeschrei verwandelte, da das Volk die schöne Prinzessin, zwar blaß und niedergeschlagen, aber doch ohnbeschadet darin sitzen, und die drei großen Köpfe des Riesen zu des Kutschers Füßen sah; aber wie die Prinzessin in der herzoglichen Burg ankam, war die Freude noch größer, und man konnte sich nicht genug verwundern, als die Mähr sich verbreitete, der Kutscher sey ihr Erretter geworden; der König herzte und küßte ihn und seine schöne Tochter wechselsweise, und wenn gleich

ein paar Stallknechte gar sehr die Köpfe schüttelten, und meinten, es sey nicht eben sehr wahrscheinlich, daß dieser, der sein Lebtage ein so feiger als tückischer Kerl gewesen sey, den Riesen getödtet haben sollte, so durften sie doch nicht wagen, solches laut zu sagen, denn ihr ehemaliger Kamerad war ein großer Herr geworden, und wenn sie auch solches behauptet, so hätte er ja doch an den Köpfen des Riesen den unwiderlegbarsten Beweis gehabt.

Die Ehre des Herzogs erfoderte, sein Wort zu halten, so wenig es ihn im Grunde erfreute, seinen Kutscher in der Folge als Stammhalter ansehen zu müssen, auch die Prinzessin mußte sich darein ergeben, daß sie mit ihm verlobt wurde, und sie erbat sich nur von dem liebevollen Vater — was er ihr auch gerne zugestand — daß die Vermählung noch ein Jahr verschoben bleibe; solches mußte sich der Kutscher gefallen lassen, und war einstweilen damit zufrieden, daß er nunmehr alle Tage herrlich und in Freuden lebte, und als eine fürstliche Person behandelt wurde.

4.

Hugo bestand im Laufe des Jahres noch mancherlei Abentheuer, verrichtete viele edle und ritterliche Thaten, und begab sich, als er glaubte sich der Lehren seines Pflegevaters würdig erwiesen zu haben, auf den Rückweg, so daß er an demselben Tage wieder in die Stadt zurück kam, an dem er im vorigen Jahre ausgezogen war; aber, welche Veränderung! wie er zum Thore herein trat, schallten ihm Töne der Freude entgegen; alle Menschen waren festlich geschmückt, und ihre fröhlichen Gesichter verkündigten ein großes Glück; die Straßen waren mit Blumen bestreut, und lange wohlriechende Gewinde hingen von einem Fenster zum andern; an allen Ecken erschallte Musik, und fröhliche Sänger füllten die Luft mit ihren Liedern und lustigen Lautentönen — die schönsten Weisen erschallten, doch vor allen gefiel dem Hugo das Lied eines Jünglings, welcher also sang:

Es war ein Ritter, er reist durchs Land,
Er sucht' ein Weib sich aus zur Hand.

Er trat wohl vor einer Wittfrau Thür',
Drei schöne Töchter traten herfür.

Der Ritter, er sah, er sah sie lang,
Zu wählen ward ihm das Herz so bang.

„Wer antwort't mir der Fragen drei?
Zu wissen, welche die Meine sey!

O was ist länger als der Weg daher?
Oder was ist tiefer als das tiefe Meer?

Oder was ist lauter als das laute Horn?
Oder was ist schärfer als der scharfe Dorn?

Oder was ist grüner als grünes Gras?
Oder was ist schlimmer als ein Weibsbild was?"

Die erste, die zweite, sie sinnen nach,
Die dritte, die jüngste, die schönste sprach:

„O! Lieb' ist länger als der Weg daher,
Und Höll ist tiefer als das tiefe Meer.

Und Donner ist lauter als das laute Horn,
Und Hunger ist schärfer als der scharfe Dorn.

Und Gift ist grüner als das grüne Gras,
Und der Teufel ist ärger als ein Weibsbild was."

Kaum hatt' sie die Fragen beantwort't so,
Der Ritter, er eilt und nahm sie froh.

Die Erste, die Zweite, sie sinnen nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freier gebrach.

Drum, liebe Mädchen! seyd auf der Hut,
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

Hugo wurde sehr neugierig, die Ursache so vieler Festlichkeiten zu erfahren, und fragte einige, was hier vorgehe? aber sie nahmen sich vor großer Lustigkeit gar nicht die Zeit, ihm zu antworten, sangen, jubelten, und ließen ihn unbefriedigt stehen; da eilte er, wieder zu seinen freundlichen Wirth zu kommen, um von ihm den gewünschten Bescheid zu erhalten, und wie er in die Herberge trat, fragte er sogleich:

„Sagt mir, Herr Wirth! was das bedeutet — als ich das letzte Mal da war (mir däucht, es wird heute grad ein Jahr und Tag seyn), da wolltet ihr euch alle zu Tode weinen, und heute sind die Leute so verrückt vor Freude, daß sie einem nicht einmal Rede stehen?“

Da entgegnete der Wirth mit lachendem Munde:

„Das will ich wohl glauben; auch hat sich die Welt, seit ihr das letzte Mal hier gewesen, Junker! ganz um und um gekehrt. Damals weinten wir, weil unsre gute, schöne Prinzessin sollte einem abscheulichen Ungeheuer geopfert werden — dieses Jahr feiern wir das Fest der Erlösung und zugleich ihre Vermählung mit dem tapfern Mann, der den Riesen erschlug."

Auf diese Rede rief Hugo erschrocken:

„Ihre Vermählung?" —

Und es fiel ihm schwer aufs Herz, ob nicht etwa die Prinzessin mit arger List seine That für die eines geliebten Nebenbuhlers ausgegeben habe? er befürchtete dieß um so stärker; weil er eine aufrichtige Liebe für sie hegte und fuhr schier zagend zu fragen:

„Und wer ist denn dieser Held?"

Da erwiederte der Wirth:

„Es ist sonst nur ein ganz schlechter und gemeiner Mann, der Kutscher der Prin-

zessin, der sie damals hinausführte; aber, wie denn nun gemeine Leute doch auch ein Herz in der Brust haben, so jammerte ihn das große Herzeleid der Prinzessin — er wagte es, sich dem Riesen zu widersetzen, und der Himmel, der sich der Unschuld annimmt, verlieh ihm Kräfte, die That zu vollführen. Dem Herzog und der Prinzessin ist er nun freilich nicht ganz recht, denn er weiß sich gar nicht in die adelichen Manieren zu schicken, und ist gewaltig häßlich. Ja, wenn es so ein feines Bürschlein wäre, wie ihr! — aber was ist zu thun! und es ist doch immer besser einen plumpen und häßlichen Mann zu nehmen, als ein Ungeheuer."

Während dieser Rede hatte der Wirth den Tisch gedeckt, und mit Speise und Trank besetzt; aber Hugo, dem nun zu errathen nicht schwer ward, wie die Sache zusammenhing, und seinem geliebten Fräulein im Geiste den bösen Verdacht abbat, vergaß Essen und Trinken, und sann vielmehr nach, wie er sein Recht behaupten wollte.

Als der Wirth solches bemerkte, versetzte er:

„Es scheint, Junker! daß euch heute mein Essen nicht sehr behagen will? — ihr möchtet wohl lieber eine Schüssel von der herzoglichen Tafel haben? freilich mögen da kostbarere Gerichte seyn; aber nehmt immer vorlieb, dort seyd ihr ohnedieß nicht eingeladen.“

Aber Hugo entgegnete lächelnd:

„Es wäre ja doch wohl möglich, sich dort zu Gaste zu bitten.“

Da hielt sich der Wirth den dicken Bauch vor Lachen und rief:

„Weiß nicht, ob das so leicht gehet, als ihr wohl meinet.“

Und Hugo erwiederte:

„Wollt ihr wohl fünf Goldgülden wetten, daß ich eine Speise von der herzoglichen Tafel erhalte? ich habe gute Lust, mir heute etwas von euch zu verdienen.“

Der Wirth ging die Wette ein, und Hugo

schrieb einen Zettel an die Prinzessin, worin er ihr meldete, er sey gekommen, um sie als seine Gemahlin abzuholen; zugleich bat er sie, ihm ein Gericht von ihrer Tafel zuzusenden, und diesen Zettel band er den Wolf um den Hals und sandte ihn in die herzogliche Burg. Als der Wolf an das Thor kam, wollten die Wachen ihn nicht einlassen; aber er zerriß den einen Soldaten, und da hüteten sich die übrigen wohl, ihm ferner in den Weg zu treten; so gelangte er bis in den Speisesaal, wo ihn vor großem Getümmel gar niemand bemerkte; er nahte der Prinzessin ganz zahm, die ihn sogleich erkannte, und aus seiner Anwesenheit auch auf die Nähe ihres Erretters schloß; sie eilte auf das Thier zu, las den Zettel und band ihm die köstlichsten Speisen in einer goldnen Schüssel um den Hals.

Gar sehr verwunderte sich der Wirth, als der Wolf in die Herberge zurückkam, und den Tisch so kostbar bestellte; er machte Anstalt, die fünf Goldgülden zu zahlen, da versetzte Hugo:

„So ihr Lust habt, euer Geld wieder zu gewinnen, so biete ich euch eine zweite Wette an — ich fürchte, euer Wein möchte mir zu den fürstlichen Speisen nicht munden, ich will daher meinen Bären zum Kellermeister ernennen, und glaubet ihr wohl, wenn ich ihn auf die Burg schicke, daß er mir den ältesten Wein aus des Herzogs Keller bringe?“

Der Wirth hielt dieß für noch viel weniger möglich, denn der Wolf konnte wohl die Köche aus der Küche verjagt haben, doch der Bär wußte ja nimmer im Keller Bescheid; er ging auch diese Wette ein, und Hugo sandte diesen neuen Gesandten mit einem Zettel an die Prinzessin, worin er sie um den besten Wein aus ihres Vaters Keller bat. Das erlauchte Fräulein zögerte keinen Augenblick, dem Begehren ihres Geliebten zu willfahren, und der Wirth glaubte zu träumen, als der Bär mit zwei silbernen Krügen voll des edelsten Weines zurückkehrte.

Da trank ihm Hugo zu und sprach:

„Ihr seht, daß ich im Wetten Glück habe,

und meint ihr wohl, nach alle dem, was euer Auge gesehn hat, daß auf meine Bitte die Braut den Bräutigam und die hochzeitliche Tafel verläßt, um zu mir in diese Herberge zu kommen?"

Aber der Wirth gerieth in großen Eifer und rief:

„Nein, Herr! und wenn ihr auch den ganzen Keller und Küche des Herzogs herbannen könnt — denn ich merke wohl, daß euer Bundesgenosse der leidige Gott sey bei uns in den Thieren steckt — so wette ich doch Haus und Hof, daß ihr dieß nicht im Stande seyd, denn an unsrer guten und frommen Prinzessin hat der Satan keinen Theil."

Und Hugo entgegnete:

„Es gilt, und eurem Haus und Hof setze ich diese goldne Schüssel, die silbernen Krüge und die gewonnenen Goldgülden entgegen."

Nun schrieb Hugo einen Brief an die Prinzessin, in dem er sie inständig bat, alsogleich zu ihm zu kommen, und zum Beweis, daß es

kein andrer als ihr Bräutigam sey, der sie zu sich entbot, siegelte er den halben Fingerreif hinein, und barg das Blatt in die Mähnen des Löwen, der auch glücklich zu der Geliebten seines Herrn gelangte. Kaum hatte die Prinzessin den Brief gelesen, so warf sie einen Blick auf den Kutscher, der, sich in süßem Weine berauschend, auf die Braut, und alles was sie that, wenig Acht hatte, verließ den Saal und befahl alsobald ihren Wagen anzuspannen, denn sie konnte die Zeit gar nicht erwarten, wo sie den Geliebten Erretter, dessen Bild sich ihrem Herzen tief eingeprägt hatte, wieder sehen sollte.

Der Löwe war indeß lustig vorausgeeilt, und freudig griff der Wirth nach der goldnen Schüssel; aber das Thier gab durch verschiedne lebhafte Zeichen zu erkennen, daß die Gerufene erscheinen werde, und Hugo bat ihn, die Sache geduldig abzuwarten — auch verfloß nur eine kurze Weile, da rollte ein herzoglicher Wagen die Straße herab, hielt an der Thüre der Herberge, welcher noch niemals so

große Ehre wiederfahren war, und die Prinzessin, welche heraus stieg, eilte schnell in das Zimmer, den Fremdling mit den süßesten Namen bewillkommend. Als die Liebenden sich lange mit einander besprochen und alles erzählt hatten, was während ihrer Trennung vorgegangen war, da stieg Hugo mit der Prinzessin in die Kutsche und sprach zu dem Wirthe, welcher nicht wußte, wie ihm geschah:

„Seyd in Zukunft vorsichtiger in euren Wetten; ihr habt Haus und Hof an mich verspielt — solches ist mein; aber ich behalte mir es vor, euch ein größeres Haus zu bauen, daß ihr euch gern des Fremdlings erinnern möget, der nur von des Herzogs Tafel speisen wollte."

5.

Der Wagen rollte fort, und die drei Thiere trabten munter hinterdrein; so gelangten sie in die Burg; und als sie sich dem Saale näherten, wo alle Hochzeitsgäste versammelt waren, da trennte sich Hugo von der schönen Prinzes-

sin, befahl seinen vierfüßigen Begleitern vor Thüre liegen zu bleiben, und mischte sich unter den dichten Schwarm der Hofleute.

Am hintern Ende des Saales waren die Köpfe des Riesen auf einem eigens dazu errichteten Postament aufgestellt, als die Siegeszeichen des Bräutigams. Hugo trat hinzu, als bewundre er ihre ungeheure Größe, und fragte einen der Umstehenden: woher es wohl komme, daß diese Köpfe keine Zungen hätten?

Da verwunderte sich jedermann, daß dieses, was ein fremder Mensch auf den ersten Blick bemerkt, noch keinem eingefallen war. Der ganze Saal geräth in Bewegung, und alles drängt sich herzu, und die zungenlosen Köpfe zu sehen kommt auch der Herzog, und an ihn wandte sich Hugo mit folgenden Worten:

„Sagt mir, o mein Herr und Fürst! welchen von zweien haltet ihr wohl für den Besieger des Riesen, denjenigen, der diese Köpfe ohne Zungen hat in diesem Saale aufstellen

lassen, oder einen, der die Zungen dazu in seiner Verwahrung hat?“

Nach dieser Rede zog er das seidne Tuch mit den Zungen hervor, entfaltete jenes, und indem er diese dem Herzog überreichte, fuhr er fort:

„Hier nehmt und überzeugt euch selbst, ob sie zu den Köpfen passen.“

Der Herzog ließ sogleich die Sache untersuchen, und mittlerweile erzählte ihm Hugo den ganzen Verlauf: wie er den Riesen erlegt, und als er von dannen gezogen, der Kutscher durch Todesangst die Prinzessin gezwungen, ihn für ihren Retter auszugeben.

Als man den trunknen Kutscher suchte, war er im ganzen Schlosse nicht zu finden, bis man endlich durch Pfeifentöne und wilden Gesang, die aus einem entlegnen Gemach schallten, auf die Spur kam, daß er dort mit seinen Saufbrüdern schwelge. Die Wache riß die Thüre auf, da brüllte er ihr mit heiserer Stimme ein Trinklied entgegen:

Wo soll ich hin mich kehren?
Ich dummes Brüderlein!
Womit soll ich mich nähren?
Mein Gut ist viel zu klein.
Thu' ich nur etwas ha'n,
So muß es gleich daran;
Was heut ich soll verzehren,
Ist gestern schon verthan.

Bin allzu früh geboren;
Wo heute hin ich komm',
So kommt mein Glück erst morgen.
Hätt' ich den Schatz im Dom,
Dazu den Zoll am Rhein,
Und wär Venedig mein,
So wär' es all verloren,
Es müßt' verschlemmet seyn.

Des Herzogs Wache machte Miene, sich mit Gewalt ins Zimmer zu drängen; aber die Zecher erhoben sich mit großem Geschrei, und da ihrer viel mehr als der Soldaten waren, so verjagten sie diese bald, und fuhren mit Singen fort:

Was hilft's, daß ich mag sparen;
Vielleicht verlör ich's gar —

Soll mir's ein Dieb ausscharren,
Es reute mich ein Jahr.
Ich weiß, mein Gut vergeht
Mit Schlemmen früh und spät;
Doch der hat einen Sparren,
Dem was zu Herzen geht.

Rück an den Schweinebraten,
Dazu die Hühner jung;
Darauf mag baß gerathen
Ein guter frischer Trunk.
Mein Freund, du süßer Wein!
Du bleibest immer mein.
Mir ist ein' Beut gerathen,
Die mag verschlemmet seyn.

Nun kam eine große Anzahl starker Männer von des Herzogs Leibwache ins Gemach, die trieb die Saufbrüder mit gewaffneter Hand auseinander, und führte den Kutscher, mit schweren Ketten beladen, in ein unterirdisches Gefängniß; er wurde vor ein peinliches Gericht gestellt, wo er es nicht wagte, die böse That zu läugnen, die so klar an der Sonne lag, und zur Strafe seiner Büberei und Ver-

messenheit wurde er am folgenden Morgen an den Galgen gehängt.

Wenige Wochen nach Hugos Wiederkehr ward seine Vermählung mit der holdseligen Prinzessin gefeiert, und der Herzog stellte durch drei Tage so herrliche Feste an, daß niemand in Böhmen sich seit Menschengedenken so vergnügter Tage erinnerte.

Es verging wohl ein halbes Jahr nach der Vermählung, ohne daß etwas Erhebliches vorfiel, außer daß Hugo, seinem Versprechen gemäß, dem lustigen Wirth ein großes und schönes Haus bauen ließ, auf dessen Schild der große Bär mit zwei Weinkrügen gemahlt wurde. Der neue Fürst war gegen jedermann so gut und herablassend, daß die Prager sich nicht genug Glück wünschen konnten über den gütigen Herzog, den sie dereinst an ihm haben würden.

Eines Tages ging Prinz Hugo mit seinen drei Thieren auf die Jagd und gerieth in der

Verfolgung eines Hirsches, der ihn schier bis auf den Abend hinter sich her lockte, unvermuthet und ohne selbst Acht darauf zu haben, in einen Wald, von dem die Rede ging, es hause darin ein böses Waldweib, die den Jägern oft großen Schaden zufüge. Hugo war von dem langen Jagen ermüdet, und weil ein kalter Wind blies, so machte er Anstalt zu ruhen und ein wohlthätiges Feuer anzuzünden; aber seine Thiere waren unruhig, liefen ängstlich um ihn herum und schienen ihm anzudeuten, er möge den Rückweg suchen — da blickte er gen Himmel, und wie er das Bild der Zwillinge daran glänzen sah, war er guter Dinge und fuhr in seinem Beginnen fort; aber kaum hatte er sein Feuer angezündet, so bedeckte sich der Himmel mit dunkeln Wolken, sein Sternbild war bedeckt, und aus der Tiefe des Waldes kam ein altes Weib, dem Ansehen nach ganz scheu, als fürchte sie sich den Thieren zu nahen, und erbat sich demüthig die Erlaubniß, ihre erstarrten Glieder am Feuer zu erwärmen. Hugo, der des tückischen Waldweibes nicht gedachte,

und kaum wußte, daß er in ihrem Revier sey, lud die Alte ein, näher zu kommen, und sagte ihr: es seyen die Thiere nicht so grimmig als sie meine, und würden ihr nichts zu Leide thun. Die Thiere fingen an zu winseln, wie die Alte näher kam, welche plötzlich eine Gerte unter ihrem faltigen Gewande hervorzog, und erst den Prinzen, dann seine vierfüßigen Gefährten damit schlug, daß alle davon erstarrten und in Stein verwandelt in der nämlichen Stellung blieben.

6.

Als Hugo sich gegen Böhmen wandte, war Siegfried nach Pohlen und Rußland gezogen und hatte viele Abentheuer bestanden und ritterliche Thaten geübt, welche uns leider die Chronik nicht mittheilt; aber nach anderthalb Jahren kehrte er zu seiner ersten Heimath zurück, und wie er zu dem wohlbekannten Baume kam, seines Bruders Messer herauszuziehen, da fand er solches sehr rostig und errieth, daß

Hugo in großer Gefahr seyn müsse; daher machte er sich schnell auf denselben Weg, den jener damals eingeschlagen hatte, denn er hoffte, ihn auf selbem wohl aufzufinden, und als er sich der Stadt Prag näherte, wo die Prinzessin ihren geliebten Gemahl schon mehrere Tage lang vermißte, und seinetwegen in großer Angst war, so eilte alles, was ihn nur vor dem Thore von weitem sah, ihr zu berichten, daß er sammt seinen drei Thieren wohlbehalten zurückkehre.

Die Fürstin ging dem vermeinten Gemahl selbst bis an das Thor entgegen und empfing ihn mit den süßesten Liebkosungen. Siegfried begriff wohl, daß er für seinen Bruder gehalten werde, der durch irgend einen Unfall anderswo zurückgehalten sey, und er ließ sich weder gegen seine Schwäherin, noch den König und die Hofleute etwas merken, that, als ob er Hugo wäre, und suchte nur zu erforschen, welche Wege sein Bruder gewöhnlich

einzuschlagen pflegte; doch konnte er nichts erfahren, und als der Abend heran kam und er mit der schönen Fürstin zu Bette gehen mußte, zog er sein Schwert aus der Scheide, und legte es zwischen sich und sie, vorgebend, er habe ein Gelübde gethan, nicht früher sie wieder mit Liebe zu umfangen, bis er eine begonnene gute That vollendet habe. Die tugendhafte Prinzessin begnügte sich mit solcher Rede, obschon die geringe Sorgfalt, welche ihr Gemahl ihr bezeigte, sie besorglich machte, es möchte seine Liebe erkaltet seyn.

Siegfried war aber kaum eingeschlafen, da kam es ihm vor, als ständen die beiden himmlischen Jünglinge, die ihm und seinen Bruder ins Leben geleuchtet, vor seinem Lager, riefen ihm zu, sich aufzumachen, um seinen Bruder aus großer Gefahr zu erlösen, und als er aufstand und ihnen folgte, deren Lichtglanz ihm den Weg ganz deutlich zeigte, da geleiteten sie ihn aus dem Thore bis an einen Wald; wie

sie aber an die ersten Bäume gelangt waren, da verlosch ihr Glanz, der Himmel bedeckte sich mit dunkelm Wolkenschleier, und Siegfried erschrak über die Nacht, die ihn plötzlich umgab, daß er erwachte, als eben die Dämmerung des Morgens eintrat und das Sternbild der Zwillinge unterging — er konnte nicht abwarten bis die Fürstin erwachte, und machte sich alsbald auf den Weg; aber jene war vor Sorge und Kümmerniß erst spät eingeschlafen, und da sie erwachte und ihr gemeldet wurde, ihr Gemahl sey schon auf die Jagd gegangen, da gerieth sie in eine große Herzensangst, da der Prinz noch nie ein Gleiches gethan hatte, und weinte sich die Augen ganz roth, so fest glaubte sie sein Herz verloren zu haben.

Obschon Siegfried niemals in Prag gewesen, so fand er doch leichtlich den Weg, den er im Traume gewandelt war, und kam von einer andern Seite in denselben Wald, wo sein Bruder versteinert saß; auf allen Seiten fand er

Menschengestalten ohne Leben, und endlich auch Hugo mit seinen Thieren, und er lagerte sich weit von jenen, sich stellend, als ob er schliefe, um sein Heil zu versuchen, ob es ihm vielleicht gelingen könne, den Zauber dieses Waldes zu lösen; aber er wartete den ganzen Tag umsonst, und erst als die Sterne schon am Himmel standen, und die Zwillinge über seinem Haupte glänzten, sah er im Gebüsch sich etwas bewegen, und die boshafte Alte trippelte herzu, in der er, gleich wie von einer innern Stimme belehrt, sogleich die Urheberin des gesammten Spuks argwohnte; er blieb im Grase liegen, und als sie sich etwas genähert hatte, that er, als sey er eben erwacht, und fragte sie barsch: was ihr Begehr sey? Die Alte bat ihn arglistig um eine Gabe — er griff in seinen Seckel, als wolle er ihr etwas schenken, doch ließ er sie nicht aus den Augen, und wie sie die verderbliche Ruthe unter dem Mantel hervornahm, fuhr er schnell auf sie zu, entriß die Gerte der entfleischten Hand und schlug

aus allen Kräften auf sie zu, so daß sie augenblicklich zu Stein wurde. Da schien es, als ob der ganze Wald belebt würde, denn diese Bestrafung der Hexe gab allen, die durch sie bezaubert worden, Leben und Bewegung wieder, und von allen Seiten des Waldes strömten sie herzu, ihrem Erretter zu danken, der sich lange Zeit nicht von dem Halse seines erlösten Bruders losreißen konnte, und ob des Wiedersehens hoch erfreut war; ja selbst der Himmel schien über diese Begebenheit vergnügt zu seyn, denn sein strahlendes Zelt war mit Lichtglanz erfüllt, alle Sterne schimmerten wie Sonnen, und als die irdischen Zwillingsbrüder das Auge zum Himmelsgewölbe erhoben, da erblickten sie ihre leuchtenden Beschützer, die schienen ihnen eine Krone darzubieten, die immer größer wurde, je länger sie selbe anschauten, bis sie endlich gleich einem Gürtel um die Erde erschien, und end-

lich wieder erbleichte und verschwand — zu den beiden Seiten ihrer Sterne sahen sie einige große und mächtige Thiere, und wie sie sich nach ihren vierfüßigen Begleitern umsahen, waren sie von der Erde verschwunden, woraus sie schlossen, daß keine Prüfung mehr ihr Glück unterbrechen und sie des Beistandes jener bedürftig machen solle.

Hugo und Siegfried zogen alsbald der Stadt zu, denen alle die neugebornen Söhne des Waldes nachfolgten, und in Prag fanden sie alles in Bewegung, denn vor großer Verwunderung über den ungewöhnlichen Himmelsglanz, der selbst des Tages Helle übertraf, war niemand schlafen gegangen, und großer Jubel begrüßte die lange Procession, wie sie in der Burg anlangte. Die Prinzessin erkannte mit Freuden, wie sie ihrem Gemahl Unrecht gethan, und nie störte wie-

der eine solche Einbildung den Frieden ihrer Ehe. Bald vermählte sich auch Siegfried mit einer edlen Gemahlin, und der Herzog trat den beiden Wundersöhnen das Regiment feierlich ab, welches sie lange zur Freude aller Unterthanen gemeinschaftlich führten.

Drittes Mährchen.

Die schöne Müllerin.

1.

Am Fuß der Riesenberge strömte ein lustiger Gießbach über den glatten Kieselgrund, und trieb die Räder einer Mühle so segenbar, daß Meister Thomas bald für den reichsten Mann im ganzen Gaue galt; alles, was er anfing, gelang ihm; seine Aecker trugen am reichsten, sein Vieh gedieh am besten, — kurz, gar nichts fehlte seinem Glücke, so daß manche böse Nachbarn vor Neide schier platzen wollten. Des Müllers Ehe war zwar mit keinem Sohne gesegnet, dagegen aber wuchs Ludomille, Meister Thomas einzige Tochter, zu einer so holdseligen Jungfrau heran, als es zehn Meilen in der Runde keine gab, und mancher Vater hätte gern vier seiner dickköpfigen Jungen darum hingegeben, solch eine Dirne sein Kind zu nennen; auch verbreitete sich der Ruf ihres

großen Liebreizes gar bald, und keinen Tag war die Mühle von Freiern leer, unter denen sich gar ansehnliche Herrn befanden. Einer großen Zahl von reichen Müllern und andern Bürgersleuten aus der Nachbarschaft nicht zu gedenken, wünschte nicht allein der ernsthafte Gerichtshalter (der seinen Justinianus auswendig wußte, und bei den großen Herrn des Landes in gutem Ansehn stand) sehnlichst die schöne Ludomille als eheliches Gespons heimzuführen, sondern auch der Ritter Veit, der ohnweit von der Mühle eine einzige Burg zum Lehen besaß, hätte sich gar nichts daraus gemacht, durch die Vermählung mit der schönen und reichen Müllerin seinen Stammbaum zu beflecken; doch machte dieß alles der guten Dirne mehr Kummer als Freude, denn sie war keinem der Freier hold, und hätte lieber gewünscht, allen zu mißfallen, statt daß sie nun keinen Augenblick Ruhe vor ihren Liebesanträgen hatte, und sich schier nicht mehr zu retten wußte. Einst saß Ludomille bis spät Abends auf ihrem Kämmerlein, und zerbrach sich den Kopf, was sie

wohl beginnen solle, um sich Ruhe zu verschaffen, und als sie lange gesessen und das Haupt in die hübsche Hand gestützt hatte, war sie am Ende so klug wie zuvor, und that ihre Lampe aus, um zu Bette zu gehen — da erklangen unter ihrem Fenster die Töne einer Zither und eine männliche Stimme sang dazu:

Ueber die Berge,
Ueber die Wellen,
Unter den Gräbern,
Unter den Quellen,
Ueber Fluthen und Seen,
Ueber Felsen, über Höhen
Find't Liebe den Weg.

In Ritzen, in Falten,
Wo der Feu'rwurm nicht liegt,
In Höhlen, in Spalten,
Wo die Spinne nicht kriecht,
Wo Mücken nicht fliegen
Und schlüpfen hinweg,
Kommt Liebe, sie wird siegen
Und finden den Weg.

Wenn Phönix und Adler
Sich unter euch beugt,
Wenn Drache, wenn Tiger
Gefällig sich neigt,
Die Löwin läßt kriegen
Den Raub sich hinweg,
Kommt Liebe, sie wird siegen
Und finden den Weg.

Den Gordischen Knoten,
Den Liebe sich band,
Kann brechen, kann lösen
Ihn sterbliche Hand?
Was müht ihr, was sinnet
Ihr listigen Zweck,
Durch was ihr beginnet,
Find't Liebe den Weg.

Und wär sie verriegelt,
Und wär sie verbannt,
Ihr Name versiegelt
Und nimmer genannt;
Mitleidige Winde!
Ihr schlüpftet zu ihr,
Und brächtet mir Zeitung,
Und brächtet sie mir.

Wärst fern über Bergen,
Wärst weit über'm Meer,
Ich wandelt' durch Berge,
Ich schwämme durchs Meer.
Wärst, Liebchen! ein' Schwalbe
Und hüpftest am Bach,
Ich, Liebchen! wär Schwalbe,
Und schlüpfte dir nach.

Da ward die schöne Müllerin endlich ganz unwillig, daß ihre lästigen Freier ihr nicht einmal zum Schlafen Ruhe ließen, und bat am andern Morgen ihren Vater, die Brautwerber alle fortzuschicken; aber Meister Thomas, der ein sehr gastfreier Mann war, und ein Wohlgefallen daran hatte, wenn sich viele Freier um seine Tochter versammelten, und ihm zugleich Kurzweil machten, schlug ihr solches rund ab, und meinte, sie könne wohl zufrieden seyn, wenn er ihr verspreche, daß er sie nimmer nöthigen wolle, einen derselben zum Manne zu nehmen, so er ihr nicht gefalle.

Ludomille ergab sich endlich darein, ihr Kreuz geduldig zu tragen, und abzuwarten, bis

endlich der Rechte kommen würde, als sich ihr ein neuer Liebhaber aufdrang, und noch mehr als alle die andern zu schaffen machte. Da sie nämlich eines Tages in die Berge Kräuter suchen ging, erblickte sie der Berggeist Setebos, der eben durch die Lüfte von einer Reise nach der Bernsteinküste heimkehrte, und er entbrannte alsbald in die heftigste Liebe zu ihr. Freundlich näherte sich der Kobold der schönen Dirne, reichte ihr die heilsamsten Kräuter, und trug ihr endlich an, wenn sie seine Frau werden wollte, ihr alle seine geheimen Künste zu lehren, und seine ganze Macht mit ihr zu theilen; aber Ludomille, die gar keinen Beruf fühlte, sich mit Geistern einzulassen, und viel lieber abwarten wollte, bis sich ein schmucker Menschensohn für sie zum Manne finden würde, bedankte sich der Ehre und bat den Berggeist, sich ihretwegen nicht ferner zu bemühen, da sie solcher großen Ehre sich gar nicht würdig fühle, worauf sie ihre Schritte beschleunigte und eilenden Fußes in die Mühle zurückkehrte.

2.

Meister Thomas hatte mittlerweile Gesellschaft bekommen; einen seiner Nachbarn, der seit Kurzem ein schönes Gut gekauft hatte, Herr Balthasar, und wie alle andern Nachbarn nun gern auch in der Mühle eine schöne Frau zu erwerben gedachte, kam, ihn heimzusuchen, und weil der alte Müller den Gesang über die Maßen liebte, hatte jener einen Zitherspieler und viele neue Lieder mitgebracht, die er wohl zu singen verstand. Der Müllermeister ließ Wein bringen, und auf sein Bitten hieß Balthasar den Zitherspieler anfangen und sang:

Ich war noch so jung und war doch schon arm,
Kein Geld hatt ich gar nicht, daß Gott sich erbarm!
So nahm ich meinen Stab
Und meinen Bettelsack
Und pfiffs Vaterunser
Den lieben langen Tag.

Und als ich kam vor Heidelberg hinan,
Da packten mich die Bettelvögt' gleich an;
Der eine packt mich hinten,
Der andre packt mich vorn.

„Ei, ihr verfluchten Bettelvögt!
So laßt mich ungeschor'n.“

Und als ich kam vors Bettelvogt sein Haus,
Da schaut der alte Spitzbub zum Fenster 'raus;
Ich dreh mich gleich herum,
Und guck nach seiner Frau;
„Ei, du verfluchter Bettelvogt!
Wie schön ist deine Frau.“

Der Bettelvogt, der faßt einen grimmen Zorn,
Läßt mich ja sitzen im tiefen, tiefen Thurm.
Im tiefen, tiefen Thurm,
Bei Wasser und bei Brot;
„Ei, du verfluchter Bettelvogt!
Gerath' in große Noth.

Und wenn der Bettelvogt gestorben erst ist,
Man sollt' ihn begraben nicht wie 'nen andern Christ.
Lebendig ihn begraben,
Bei Wasser und bei Brot,
„Wie mich der alte Bettelvogt
Begraben ohne Noth.“

Und als Balthasar so gesungen hatte, kam Ludomille heim, und wollte dem Vater klagen, welch ein neuer gefährlicher Freiersmann ihr in

den Weg gekommen sey; wie sie aber den Sänger hörte, und in ihm sogar jenen erkannte, welcher erst vor Kurzem ihre nächtliche Ruhe gestört, hütete sie sich wohl in die Stube zu gehen, sondern nahm ihren Spinnrocken und setzte sich in eine anstoßende Kammer, wo sie jedes Wort hören konnte. Balthasar sang weiter:

Ihr Brüder, seyd lustig! der Bettelvogt ist tod;
Er hängt schon am Galgen, ganz schwer und voller Noth.
In der verwichnen Woch'
Am Donnerstag halb Neun,
Da haben sie 'n gehangen
In Galgen fest hinein.

Er hatt' die schöne Frau beinahe umgebracht,
Weil sie mich armen Kerl so freundlich angelacht.
In der vergangnen Woch'
Da sah er noch heraus,
Und heut bin ich bei ihr,
Bei ihr in seinem Haus.

Der Müllermeister lachte herzlich über das drollige Lied, und nachdem sie noch lange ge-

trunken und Balthasar mehrere Lieder gesungen, um den Alten recht lustig zu machen, sandte er den Zitherspieler fort, und sie fingen an, sich gar vertraulich zu besprechen; da sagte Meister Thomas unter andern Reden:

„Hört einmal, mein werther Nachbar! mit einem alten Freunde könnt ihr wohl ohne Hehl sprechen, drum saget mir doch, auf welche Weise ihr in so kurzer Zeit einen so großen Reichthum erworben habet — denn ich weiß gar wohl, daß ihr als ein armer Schlucker hieher gekommen, und von einer reichen Erbschaft, die ihr gethan, habe ich kein Wörtlein gehört.“

Aber Balthasar entgegnete:

„Gar gern will ich euch, mein lieber Meister Thomas! die wunderbare Weise erzählen, wie ich zu meinem Vermögen gekommen bin, denn ich verlasse mich auf eure Verschwiegenheit, daß ihr solches keinem andern sagen werdet. Wisset also, als vor drei Jahren der böse Räuber an den Galgen gehängt wurde, da führte mich am späten Abend mein Weg noch

vor dem Hochgericht vorüber. Es war heller Mondenschein, und wie ich, ein Kreuz schlagend, an dem Gehängten vorüber ging, sah ich, wie vor seinem Leibe drei rothe Blutstropfen auf den Boden fielen, und alsbald drei blaue Flammen aus der Erde hervorschlugen — ich förderte meine Schritte, und als ich heimkam, erzählte ich meinem alten Knecht, Kurt, der ein wahrer Tausendkünstler ist, was ich gesehen; aber der schalt mich thöricht, daß ich vor meinem eignen Glücke geflohen sey; er belehrte mich, wie aus den Blutstropfen des Gehängten der Alraum, aus dessen Wurzeln aber das Galgenmännlein wachse, dessen Besitzer gar reich und glücklich werde.“ —

Bei diesen Worten fing Ludomillen hinter der Thüre zu grauen an, doch hörte sie aufmerksam zu, und Balthasar fuhr fort:

„Beim nächsten Neumond ermunterte mich Kurt, mit ihm zum Hochgericht zu gehen, und mein Glück aus der Erde zu holen; er hatte einen schwarzen Hund mitgenommen, den band

er mit dem Schweif an eine Pflanze, die auf derselben Stelle, wo ich die Blutstropfen hatte fallen sehen, mittlerweile gewachsen war, und als er den Hund nun forttrieb, und dieser die Wurzel aus der Erde riß, da hörten wir einen kläglichen Schrei, welchen das Galgenmännlein ausstieß, und der Hund blieb tod und ohne Bewegung auf dem Platze liegen. Kurt trug die Rübe sorgsam nach Hause, und wie wir solche in rothen Wein wuschen, und sorgfältig, gleich einem Kinde, in feines Linnen einwickelten, sahen wir ein kleines, dürres Männlein mit verschrumpeltem Antlitz und grauem Barte. Alle Freitage, und wenn der Vollmond eintritt, muß ich das Männlein in frisches Linnen einwickeln; dafür aber darf ich alle Abende nur einen Ducaten zu ihm legen und finde am andern Morgen zwei in seinem Bettlein."

Mit diesen Worten zog Balthasar ein kleines Kästlein, etwa einer Spanne lang, aus der Tasche, um seinem Freunde das Galgenmännlein zu zeigen. Das Kästlein hatte die

Gestalt eines Sarges, von schwarzer Farbe, und auf der obersten Seite war ein Galgen gemahlt, an dem hing ein Mensch, unter dem die Pflanze in hellem Grün hervorwuchs; inwendig war der Sarg von rother Farbe und in den Deckel ein weißes Kreuz gemahlt; das verdorrte Männlein aber von schier widerlicher Bildung lag auf bunter Decke und Polstern auf der linken Seite. Nachdem Meister Thomas das Kästlein mit Verwunderung betrachtet hatte, fuhr Balthasar fort:

„Da mir nun die Kunde geworden, daß ein solches Männlein in einer Familie erblich werde, so bin ich entschlossen zu heirathen, und bitte euch, daß ihr mir eure schöne Tochter zur Frau geben möget —"

Länger konnte es Ludomille vor großer Bangigkeit nicht aushalten, riß die Thüre auf und schrie:

„Nimmermehr kann ich eure Hausfrau werden, denn ich würde euch nicht anblicken können, ohne den Galgen und die fürchterlichen

Blutstropfen vor Augen zu haben, die euch den gräulichen Reichthum verschafft haben — drum vergebet mir auch, so ihr noch ferner unser Haus mit euren Besuchen beehren wollet, daß ich mich jedesmal bei eurer Ankunft, die mich mit Angst und Schrecken erfüllet, augenblicklich entferne.“

Mit diesen Worten verließ Ludomille eilends die Stube, und beschämt blieb der verschmähte Freier bei dem verlegnen Müllermeister sitzen, der im Herzen seiner Tochter nicht Unrecht geben konnte.

3.

Setebos hatte sich durch den Korb, den ihm Ludomille geflochten, noch nicht abschrecken lassen, und verhoffte durch Beharrlichkeit den spröden Sinn der Müllerin schon noch zu besiegen. Von diesem Tage an folgte der verliebte Kobold Ludomillen auf allen ihren Wegen, und wenn sie manchmal einen Augenblick ihrer lästigen Freier losgeworden, und sich in der Einsamkeit zu erholen meinte, da erschien ihr in mannich-

faltigen Gestalten der Berggeist, und fing aufs Neue an, sie mit seinen Liebesanträgen zu plagen, bis sie eines Tages sich in ihrer großen Noth nicht mehr zu helfen wußte, und tief in die Berge hinein lief, bis nahe zu dem Lustgarten des Rübezahl, entschlossen, den Bergherrn zu ihrer Hülfe zu rufen; da sie aber einst vernommen, daß er die Gesänge unschuldiger Dirnen gar gerne höre, so setzte sie sich auf einen Stein am Wege und sang mit anmuthiger Weise:

Was zwingt mich auf der Welt,
Mich also hinzugeben?
Ist's wohl der Rede werth
Gefangen müssen leben?
Ein Vogel wünschet stets
In freier Luft zu seyn,
Und sperret man ihn gleich
In Gold und Silber ein.

Jetzt thu' ich, was ich will,
Jetzt will ich, was ich liebe,
Und weiß, daß nichts entgeht,
Was ich zur Zeit verschiebe.

Ich schlummre süß bei Nacht,
Bis an den hellen Tag,
Und prange, daß ich selbst
Mein Herr und Knecht seyn mag.

Die Liebe, deren Lob
So oftmals ausgebreitet,
Ist nur ein fremder Stamm
An Waldesstatt bereitet.
So füge mir hinfort
Sinn, Will' und Auge bei,
Recht zu ersehn den Baum,
Der mir erkohren sey.

Aber Rübezahl erschien noch immer nicht, und sie sah sich gezwungen, mit lauter Stimme den Mächtigen zu rufen; doch fügte sie besorgt hinzu:

„Vergib, du guter Herr! wenn ich dich beim unrechten Namen nenne, und halte solches mir armen Magd zu Gute, die deines Schutzes so sehr bedarf.“

Kaum hatte Ludomille diese Worte ausgesprochen, so rasselte es im Holze, und ein alter Mann mit ernster aber zutraulicher Miene

stand vor der zitternden Müllerin, mit tröstlicher Stimme zu ihr sprechend:

„Du hast mich gerufen, Ludomille! was ist dein Begehren?“

Da faßte sich Ludomille ein Herz und entgegnete:

„Ach Herr! ich komme mit einer wunderseltsamen Bitte, wie sie noch gar selten eine Dirne wird an dich gethan haben, denn die meisten sind gar eitel und hochmüthig, und haben eine Freude dran, wenn recht viele Buhlen um sie herumgaukeln; mir aber steht der Sinn nicht nach solcher Ehre, und viel lieber möchte ich, daß keiner mich ansähe, denn jener, so mir vom Geschicke zum ehelichen Gespons beschieden ist — gleichwohl habe ich der Brautwerber so viele, daß ich mich vor ihren Nachstellungen gar nicht mehr zu retten weiß, und ich bitte dich, o Herr! alle meine Freier von ihrer Verblendung zu heilen, und mich von ihnen zu erlösen, vor allen aber von dem Berggeist Setebos, der mich nimmer in Ruhe

läßt, wie ich nur aus meines Vaters Mühle gehe."

Dem Rübezahl gefiel der Jungfrau zutrauliche Bitte und ihr demüthiger Sinn gar wohl, deshalb versprach er ihr Erfüllung ihres Begehrens, und wie er sich nicht begnügen wolle, ihr die lästigen Freier zu verscheuchen, sondern auch dafür zu sorgen, daß bald ein willkommner Werber in der Mühle einspräche. Bei diesen Worten erröthete Ludomille gar züchtiglich, und bedankte sich bei dem freundlichen Geist; darauf aber sprang sie so munter wie ein Reh über die zackigten Berge herab, gegen die Mühle zu — da hielt sie Setebos an; aber sie entwand sich ihm schnell, und als der Kobold ihr folgen wollte, erschien ihm Rübezahl mit drohender Geberde. Den Zorn seines Herrn fürchtend, warf sich der Berggeist demüthig vor ihm nieder, und hörte die furchtbare Drohung des Gebieters, wenn er es noch einmal wagte, die Jungfrau mit seiner Liebe zu verfolgen, oder gar sich durch irgend einen boshaften Spuk an ihr zu rächen, so werde er

ihn auf tausend Jahre in den tiefsten Klüften der Riesenberge anschmieden. Alsbald verschwand der Herr vom Berge, und Setebos kehrte zähneknirschend in seine Felsenhöhle zurück, die er zu bewohnen pflegte, denn so sehr er auch in die schöne Ludomille verliebt war, so sah er doch wohl ein, daß an ihren Besitz nicht mehr zu denken sey, da sie sich unter den Schutz des Rübezahl begeben, der in Sachen des Gehorsams gar keinen Spaß verstand.

4.

Schon am folgenden Tage sah Ludomille, daß es dem gütigen Herrn vom Berge ein wahrer Ernst sey, ihr von den verliebten Plagegeistern zu helfen, denn es erschien auch nicht ein einziger, und als der Müller, darüber befremdet, am folgenden Morgen über ihr Aussenbleiben Kunde einzog, da hörte er gar seltsame Dinge, und wie die meisten seiner Hausfreunde im Bette lägen. Es hatte nämlich der Gerichtshalter, als er Abends sich in die Mühle begeben wollte, an einer ihm wohlbekannten

Stelle des Gebüsches, wo sonst niemals ein Wasser gewesen, eine helle bläuliche Flamme erblickt; da er nun gemeint, es läge dort vielleicht ein Schatz vergraben, sey er darauf zugeeilt; es ergriff ihn aber, wie er nahe dabei war, eine eiskalte Hand beim Schopf, beutelte ihn gar grausamlich und tauchte ihn dreimal in ein kaltes und tiefes Wasser ein, so daß er sich mit Mühe nach Hause geschleppt, und nun am Fieber krank lag. Einem benachbarten jungen Müllerssohn, der Ludomillen gleichfalls heimzuführen gedachte, war es vorgekommen, als ob ihm auf der Hälfte des Weges die schöne Müllerin entgegen käme, und als er, sehr erfreut über solche plötzliche Sinnesänderung der spröden Dirne, sie recht zärtlich umarmen wollte, da drückte ihn eine furchtbare Riesengestalt mit solcher Gewalt an ihre Brust, daß er den Athem verlor, und nach ihrem Verschwinden noch eine ganze Stunde auf derselben Stelle lag; am schlimmsten aber war es dem Ritter Veit ergangen, der am nächsten Morgen seinen Knappen zum Müllermeister sandte, ihn zu bit-

ten, daß er ihn besuche, weil er wohl viele Wochen lang nicht werde aus seiner Burg kommen. Als Ludomille den Knappen befragte, was dem Ritter widerfahren sey, da entgegnete er:

„Als wir gestern ganz wohlgemuth hieher ritten, da erhob sich plötzlich ein Wirbelwind, der bald meinen Herrn und mich aus dem Sattel hob und gar unsanft auf den Boden setzte; doch ließen wir uns dadurch nicht irre machen, sondern stiegen wieder auf; aber in wenigen Augenblicken lagen wir abermals auf der Erde, und unsre Pferde rissen aus wie toll, immer gegen die Burg zu. Ich sah wohl ein, daß wir kein Glück mit diesem Ausgang hatten, und bat den Ritter — o daß er meinen Worten gefolgt wäre! — den Pferden nach, wieder heim zu ziehen; aber der Ritter war so begierig, euch heimzusuchen, daß er sich durch keine Reden abhalten ließ, und immer den Weg fortsetzte. Ich ritt stille und nichts Gutes ahnend hinter ihm drein, als ich auf einmal sehen mußte, wie mein Herr von einer unsichtbaren

Gewalt ergriffen und immer im Kreise in der Luft herumgetragen wurde, bis er endlich meinen Blicken ganz verloren ging; aber bald hörte ich ihn in einiger Entfernung gar jämmerlich schreien, und, der Stimme nachgehend, fand ich ihn in einem Sumpfe liegen. Ich bat ihn abermals umzukehren; allein er meinte, wir seyen nun ohnedieß schon der Mühle näher als seiner Burg, und befahl mir, ihn dahin zu führen — ich gehorchte seinem Befehle; aber kaum waren wir wieder ein paar hundert Schritte vorwärts gekommen, als mir mein armer Herr vom Arme gerissen und abermals in die Luft geführt wurde; wenig fehlte, so hätten mich die bösen Geister mitgenommen, weil ich ihn so fest hielt. Der Ritter verschwand wieder, und ich hörte und sah lange nichts von ihm, bis ich aufs Gradewohl in den Wald ging, da sah ich ihn in der Luft den höllischen Tanz mit den unsichtbaren Unholden noch immer fortsetzen. Ich lief lange hinterdrein, konnte aber meinen Herrn nicht erreichen — endlich hörte ich ihn noch kläglicher

als das erstemal um Hülfe schreien, und fand ihn, an allen Gliedern zerschlagen und ganz entkräftet, im Steinbruch liegen, wo ich ihn auf meine Schultern lud, und nach Hause trug."

Also erging es allen Freiern, die Thomas Mühle zu besuchen kamen; keiner nahte sich ihr, ohne irgend einen Schabernack zu erfahren, so daß sich am Ende jedermann vor der Mühle hütete, von der die Rede ging, Rübezahl treibe da sein Wesen gar grausamlich. Meister Thomas merkte wohl, daß alle diese Neckereien vom Herrn des Berges kämen; aber so sehr es ihn auch verdroß, daß sein Haus leer von Gästen war, so hütete er sich doch wohl, sich etwas davon abmerken zu lassen, damit er nicht den Zorn des Berggeistes auf sich selbst ziehe, und trank ganz geduldig seinen Wein, ohne Saitenspiel und Gesang — die er sehr ungern mißte — mit einigen alten Nachbarn, die Rübezahl ungehindert zur Mühle gehen ließ. Ludomille war vom Herzen froh, daß sie endlich ihrer großen Plage ledig worden, und sie dankte dem freundlichen Bergherrn inbrün-

stiglich; nur that es ihr manchmal leid, wenn man ihr erzählte, mit welchen Schmerzen ihre Freier zur Kühlung des überflüßigen Liebesfeuers heimgesucht wurden.

So hatte Rübezahl die verhaßten Brautwerber abgefertigt, und gedachte nun ernstlich daran, der schönen Müllerin einen wackern Ehegesponsen zuzusenden — da wanderte eines Tages ein schöner und flinker Bursche, seines Handwerks ein Schreiner, aus dem nachbarlichen Schlesien über die Berge daher, so frisch und munter, als ging es zum Tanze und pfiff bald eine muntre Weise, bald sang er mit lauter Stimme:

„Wenn ich ein Vöglein wär'
Und auf zwei Flüglein flög',
Flög' ich zu dir;
Weil's aber nicht seyn kann,
Bleib' ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir,
Und red mit dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund' in der Nacht,
Wo mein Herz nicht erwacht,
Und an dich gedenkt,
Daß du mir viel tausendmal
Dein Herz geschenkt."

Konrad war ein schmucker Geselle, groß und stark, und blickte aus seinen blauen Augen so ehrlich in die Welt hinein, daß Rübezahl sogleich vermeinte, das sey wohl der Mann, den er suche; aber kaum hatte der Geist solches gedacht, da wurden dem muntern Konrad die Augen schwer, und vom Schlafe übermannt, lagerte er sich im Schatten einer Eiche, sein Ränzlein unter dem Kopf und schlummerte bald gar sanft ein.

5.

Rübezahl nahm die Gestalt des schlafenden Jünglings an, und förderte seine Schritte munter den Berg herab gegen Meister Thomas Mühle zu; einen seiner dienstbaren Geister hatte er vorausgesandt, und siehe! als der fremde Gesell den letzten Berg herab in das wirthliche Thal schritt, da warf der Kobold ei-

nen Feuerbrand in den hintern Theil des Gebäudes, und die lichten Flammen schlugen alsbald hervor. Gar groß war der Jammer und das Geschrei, und alles, was Hände hatte zu arbeiten, das ergriff ein Gefäß, um aus dem Waldstrom Wasser in den Brand zu gießen; aber es schien, als mehre solches nur das Feuer, und die Flammen griffen immer weiter um sich, bis der fremde Gesell eilenden Laufes heran kam, sein Ränzel und die Jacke von sich warf, und gleich dem St. Florian, den löschenden Eimer in der Hand, auf das Dach kletterte; mit gewaltiger Hand riß er die glimmenden Balken los, schmiß sie herab, goß, wo zu gießen war, ordnete, wo er nicht selbst seyn konnte, und nur ihm verdankte es Meister Konrad, daß in einer halben Stunde der gewaltige Brand gestillt war, und seinem Hause kein anderer Schade geschehen war, als daß er ein neues Dach mußte darauf setzen lassen.

Jedermann bewunderte des Jünglings großmüthigen Eifer und seine Riesenkräfte; aber vor allen war die holdselige Ludomille aufmerksam,

die ihre Augen gar nicht mehr von dem schönen und muthigen Gesellen abwenden mochte. So schauten alle auf ihn; aber keiner hatte bemerkt, wie er die Balken kaum anrührte, um sie herabzuwerfen, und das Wasser in seinem Eimer, den er nur einmal gefüllt hatte und immer fort daraus goß, gar kein Ende nahm — solches hatten sie in der Bestürzung alle übersehen, und so geschah es auch, daß der fremde Gesell sich wieder entfernt hatte, ohne daß einer solches inne geworden, oder wußte, wohin er gekommen sey. Meister Thomas suchte den Jüngling aller Orten, um ihm seinen Dank für so großen Dienst abzustatten; aber wer nirgends zu finden, war der Fremdling. Aengstlich lief Ludomille umher — sie hatte doch so selten, und nur wenn ihr der besorgte Vater zurief, ihren Blick von ihm verwendet, gleichwohl war er fort, und sie konnte nicht begreifen, wie das zugegangen; auch ärgerte sie sich im Herzen nicht wenig, daß ihm so gar nichts an ihrem Danke gelegen zu seyn schien.

Noch wunderten sich alle über das plötzliche Verschwinden des hülfreichen Gesellen, da zog ein alter Harfner des Weges, und als er so viele Leute beisammen sah, setzte er sich auf einen Rasenhügel, griff in die Saiten seiner Harfe, die unter seinen Fingern stark und lustig erklangen, und sang mit wohlklingender Stimme:

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Du, o Hoffnung labest ihn.

Alles mag das Glück uns rauben,
Freunde, Freuden, Würde, Gut;
Nur umsonst ist Glückes Schnauben,
Wenn uns Hoffnung gütlich thut.

Des Harfners Weise war so wundersam erfreulich, daß es jedem vorkam, als würde er seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt sehen, und, ohne zu wissen, wie ihnen geschah, stimmten sie alle mit ein:

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn dem Armen alles fehlet,
Du, o Hoffnung, tröstest ihn.

Harfner.

Wenn die Meereswogen brüllen,
Singt der falschen Jungfrau'n Schaar,
Hoffnung kann die Fluthen stillen,
Führt dein Schifflein durch Gefahr.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn Gefahr dem Schiffer dräuet,
Du, o Hoffnung! leitest ihn.

Harfner.

Dir, o süße Hoffnung! säet
Froh der Landmann seine Saat,
Trauet dir, und fröhlich mähet,
Was er dir vertrauet hat.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn der Landmann fleißig säet,
Hoffnung! du erfreuest ihn.

Harfner.

Jener, der das Reich verloren,
Dieser in den Fesseln hier,
Der, zum Sclaven nur geboren,
Alle, alle singen dir.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wen das Schicksal schwer bedrücket,
Du, o Hoffnung! labest ihn.

Harfner.

In Verzweiflung; im Gefechte,
Wenn schon alles weicht und fällt,
Stehst du an des Edlen Rechte,
Winkst ihm in die andre Welt.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn der Tod dem Krieger dräuet,
Hoffnung! du ermuthigst ihn.

Harfner.

Ist des Lebens Baum verdorret,
Will die letzte Blüthe flieh'n,
Trittst du, Trösterin, zum Kranken,
Zeigst ihm noch die Wurzel grün.

Alle.

Hoffnung, Hoffnung, immer grün!
Wenn die Welt den Menschen fliehet,
Hoffnung! du erhebest ihn.

Meister Thomas fühlte sich so fröhlich und zugleich so für den alten Harfner eingenommen, daß er ihn nicht nur für seinen schönen Gesang reichlich beschenkte, sondern überdieß einlud, in die Mühle zu kommen, und bei einem Becher seines besten Weines ihm den ganzen Hergang des Brandes erzählte, und wie es ihn dabei am meisten ärgre, daß der großmüthige Fremdling so hurtig wieder von dannen gezogen, und nicht einmal seinen herzlichen Dank abgewartet habe, ja daß er nicht einmal wisse, wer ihm einen so großen Dienst geleistet habe. Der Harfner ließ sich das Aussehen des hülfreichen Gesellen beschreiben, und entgegnete schmunzelnd:

„Wenn euch grade so viel daran gelegen ist, zu erfahren, wem ihr die Rettung eurer Mühle zu verdanken habt, so kann ich wohl eurer Neugier ein Genüge thun — es ist dieß ein gar sonderbarer Kauz, ein Müller aus den schlesischen Bergen, der vieles anders thut und treibt als die meisten Menschenkinder; gar gerne möchte er freien — doch steht ihm keine

Dirne im ganzen Gau an, und so zieht er im Lande herum als ein Müllersgeselle, und will sich eine Braut aussuchen. Hört, Meister Thomas! ihr habt eine schmucke Tochter, und wenn er wieder einmal herkäme — das gäbe ein stattliches Paar! aber ihr dürft euch nichts merken lassen, daß ihr ihn kennt, sonst geht er gleich wieder fort, denn das ist so eine seiner Grillen. Thut, als glaubtet ihr die Mähr, er sey nur ein gemeiner Müllerbursche, und tragt ihm an, in eurer Mühle zu arbeiten; wenn ihm die Jungfrau wohlgefällt — und was sollte sie nicht! ist sie doch die holdseligste Dirne im ganzen Böhmerlande — was gilt die Wette, er bleibt da?"

Ludomille ward roth bis hinter beide Ohren, und meinte in ihrem Herzen, um einen solchen Freier zu verjagen, würde sie dem Rübezahl wohl schwerlich zur Last fallen; auch Meister Thomas, der vor allem auf einen reichen Eidam bedacht war, hörte mit vieler Lust die Reden des Alten an, die ihm gar bedeutsam und so süß wie Honigseim dünkte, und er

wünschte nichts so sehr, als daß doch der verkappte Müllermeister bald wieder vorüberziehen möchte; aber nachdem er den Harfner reichlich bewirthet und von ihm noch manches über den hülfreichen Jüngling ausgefragt hatte, da stand dieser auf, dankte für erwiesene Ehre und zog seines Weges.

6.

Rübezahl eilte auf den Berg, den Schläfer zu wecken, dem einstweilen die ganze Geschichte geträumt hatte, und grade als er vom Dache herabstieg, und sich die schöne Jungfrau recht besehen wollte, da rüttelte ihn Rübezahl gar unsanft aus dem Schlafe und rief:

„Steh auf, junger Gesell! es ist hoch am Tage, und wenn du so verschlafen bist, so versäumst du ohnfehlbar dein Glück.“

Da rieb sich Konrad die Augen, schaute rund um sich, und da er weder Mühle noch Jungfrau sah, so meinte er, es werde wohl nicht viel zu verschlafen und zu versäumen seyn.

Aber der Herr vom Berge verwies ihm diese Rede und hieß ihn auf demselben Wege so lange fortgehen, bis er an eine Mühle im Thal käme, dort solle er einkehren und das Glück finden, das seiner harre.

Das Wort Mühle schickte sich so wohl in seinen Traum, daß er sich schier bei der Nase fassen wollte, um zu erproben, ob er auch in der That erwacht sey; dann warf er einen Blick auf den alten Mann, der vor ihm stand, und es schien ihm sein Aussehen so ehrlich und wohlmeinend, daß er ihm dankte und sein Gebot zu vollziehen versprach.

Während des Weges gedachte Konrad wieder seines Traumbildes und lachte von Herzen, wie man im Schlaf so stark sey, und mit leichter Mühe Dinge verrichte, die einem wachenden Muthes wohl gar schwer werden sollten; endlich aber wollte er sich den ganzen Traum aus dem Sinne schlagen, und fing an ein muntres Liedlein zu singen, das er in der vorigen Herberge von einem Prager erlernt, und welches also lautete:

Ich weiß ein Mägdlein hübsch und fein;
Hüt du dich!
Es kann wohl falsch und freundlich seyn.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, sie narret dich.

Sie hat zwei Aeuglein, die sind braun;
Hüt du dich!
Sie werden dich überzwerch anschau'n.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, sie narret dich.

Sie hat ein lichtgoldfarbnes Haar;
Hüt du dich!
Und was sie spricht, das ist nicht wahr.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, sie narret dich.

Sie hat zwei Brüstlein, die sind weiß;
Hüt du dich!
Sie putzt sich auf mit vielem Fleiß.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, sie narret dich.

Sie gibt dir 'n Kränzlein fein gemacht;
Hüt du dich!
Für einen Thor'n wirst du geacht.
Hüt du dich, hüt du dich!
Vertrau ihr nicht, sie narret dich.

Unter solchen und andern Gesängen hatte Konrad den ganzen Weg zurückgelegt, und sah mit einemmale die Mühle grade so unter sich im Thale liegen, wie sie ihm vor wenigen Stunden im Traum erschienen war; nur die Flamme fehlte, und er befürchtete jeden Augenblick, sie möchte eben hervorbrechen — erst als er näher kam, sah er, daß das Dach ganz frisch weggebrannt war, und wußte sich nun sein Traumgesicht gar nicht zu deuten.

Meister Thomas saß eben am Tische, und sandte, um die Gesundheit des hülfreichen Müllermeisters zu trinken, seine Tochter in den Weinkeller, welcher, dem Hause gegenüber in den Felsen gehauen war, wo sie ein Fläschchen aus dem Mutterfäßlein holen sollte. Die muntre Dirne ging; aber kaum war sie eines Vaterunsers Länge draußen gewesen, so kam sie eilig und ganz verstört wieder in die Stube, und konnte kaum Athem finden, die Post herauszusagen, es komme derselbe Gesell wieder den Berg herab und müsse gleich an der Mühle seyn.

Da sprang der Müller schnell vom Tische auf, und rief:

„Gottlob, daß er kommt! gewiß hat ihn der brave Harfner irgendwo angetroffen, und so viel Gutes von uns gesagt, daß er bei uns einsprechen will. Hurtig, Ludomille! tisch auf, was Küche und Keller vermögen, und hole uns vor allem sechs große Flaschen des allerbesten Weines. Heute soll auf meiner Mühle jedermann hoch leben.

Mit diesen Worten ging Meister Thomas schnell zur Thüre hinaus, den erwünschten Gast zu begrüßen, und alles, was die Mühle bewohnte, folgte ihm auf dem Fuße, nur Ludomille, die doch gar so gern dabei gewesen wäre, mußte in den Keller; aber dafür blieb sie auch an dem Felsenpförtlein stehen, und lauschte immer durch das Gebüsch, wie der schöne schlanke Gesell von all den Ihrigen mit einem lauten Freudengeschrei bewillkommt wurde. Konrad begriff zwar nichts von all den Lobeserhebungen, womit man ihn von allen Seiten überhäufte; aber er war auch so wunderbar über-

rascht, all die Leute wieder zu erblicken, die er des Morgens im Traum gesehen, daß er sich nicht zu fassen wußte, und, ohne mehr als ein paar abgebrochene Worte zu sprechen, die überdieß der allgemeine Freudentaumel verschlang, von der freundlichen Menge in die Stube und an den gedeckten Tisch schieben ließ; doch kam es ihm vor, als fehle etwas, und zwar das erfreulichste — er sah sich in der ganzen Stube um; aber die schmucke Dirne war und blieb weg. Endlich — der Müller, an dessen Seite der Gast saß, legte ihm vor und er fing an zu essen — öffnete sich die Thüre noch einmal; schnell drehte er den Kopf, und der Löffel fiel ihm aus der Hand, als Ludomille, mit Schüsseln und Flaschen beladen, in die Stube trat; um seinen Hunger wars gethan, und nur mit Mühe brachte er etwas weniges von dem Essen hinunter, welches ihm der gastliche Müller reichlich vorlegte. Der schönen Müllerin soll es, der Sage nach, nicht besser ergangen seyn, und sie weit öfter nach dem schönen Fremdling

als nach dem kostbar bereiteten Kirmesbraten geschaut haben.

7.

Als nun das Essen weggetragen war und die Becher lustig in die Runde gingen, da ließ Meister Thomas Musikanten aus dem nahen Dorfe kommen, fing selbst zu singen an, und alle stimmten ein.

Dieß ist der Trank,
Der Unmuthszwang,
Durch den wir fröhlich werden;
Der unsern Geist
Der Pein entreißt,
Gibt freudige Geberden.

Er thut uns kund
Des Herzens Grund,
Macht Bettler wohl zu Fürsten;
Wir werden kühn
Und froh durch ihn,
Wenn nimmer uns mag dürsten.

Sein süßer Saft
Gibt denen Kraft
Zu reden, die sonst schweigen:

Macht uns bereit,
Barmherzigkeit
Der Armuth zu erzeigen.

Auch mir wird itzt
Der Kopf erhitzt,
O Wein! von deinen Gaben.
Die Zunge singt,
Die Seele springt,
Die Füße wollen traben.

Wohlan! noch baß
Durch dieses Glas
Will ich auf dich jetzt zielen.
Du böhmisch Blut,
Treu, fest und gut,
Laß eins zum Tanz mir spielen.

So koseten sie lange Zeit, bis es endlich dem Meister Thomas einfiel, seinen Gast um das Gewerbe zu befragen, welches er treibe? Konrad dachte eben daran, daß die schöne Ludomille eine Müllerin sey, und ohne zu wissen, was er sagte, aber gleichsam von einem innern Ahnen angetrieben, entgegnete er:

„Ein Müller.“

Kaum war jedoch das Wort heraus, so hätte er's gerne zurückgenommen; aber Vater und Tochter sahen so freundlich drein, und schienen solches so gern zu hören, daß ers nimmer zu widerrufen wagte, und immer mehr ins Anschauen der schönen Müllerin versank, so daß er mit jedem Augenblick verwirrter wurde; ja, als ihm Meister Thomas den Antrag machte, als Geselle bei ihm zu bleiben, so nahm er solchen an, ohne zu bedenken, daß er kaum das Mehl von der Kleie zu unterscheiden verstand, so lange kein Kuchen daraus gebacken war, noch minder aber sich zu irgend einer Arbeit in der Mühle anzuschicken verstand. Alles war vergnügt, denn Meister Thomas glaubte den reichen Eidam schon im Netze zu haben, und die beiden jungen Leute glaubten gar nichts, als daß sie sich nun täglich sehen und sprechen würden.

Als der Müller am folgenden Morgen vor Konrads Bette trat und ihn zur Arbeit rief, da ward ihm gleichwohl bange, und er bereute sein eigentliches Gewerbe schmählich verleugnet

zu haben, denn er mußte befürchten, noch denselben Tag als ein ungeschickter Geselle mit Schanden wieder fortgejagt zu werden; schier wollte er dem Meister gestehen, was er begangen, da schien ihm eine innere Stimme zuzuflüstern, man müsse alles versuchen. Endlich faßte sich Konrad ein Herz und ging in die Mühle, wo ihm auch alles gut von statten ging, denn ein Berggeist, von Rübezahl gesand, stand unsichtbar an seiner Seite und verrichtete alles, was ihm aufgetragen war, so gut und ordentlich, daß sich der Müllermeister zu einem so bethulichen und geschickten Eidam von Tage zu Tage mehr Glück wünschte, und wenn es manchmal etwas von Schreinerarbeit im Hause gab, und Meister Thomas wollte einen benachbarten Schreiner holen lassen, da erbot sich der Gesell, auch dieses zu verrichten, und stieg dadurch immer höher in des Müllers Gunst.

So ging es ein halbes Jährlein fort, und während der Zeit waren Konrad und Ludomille so gut bekannt worden, daß sie gar keine Ab-

neigung mehr gegen die Männer und den Ehestand zu hegen schien, ja nicht einmal böse wurde, wenn er, ihre nächtliche Ruhe störend, mit seinem Saitenspiel unter ihr Fenster schlich und sang:

Wollt meine Liebe lieben mich,
Und treu und hold mir seyn,
Ein schöner Brautschmuck sollte sie
Durchs ganze Leben freu'n.

Die Ehre sollt ihr Häublein seyn,
Das rings ihr Haupt bedeckt;
Umfasset mit der Vorsicht Band,
Mit Freiheit rings besteckt.

Die Leinwand, so den zarten Bau
Der Glieder rings umschließt,
Sey Unschuld, wie sie um die Brust
Der keuschen Taube fließt.

Ihr Wämslein schlanke Mäßigkeit
Und Zucht und edle Treu,
In dem der frischen Glieder Wuchs
Ein milder Palmbaum sey.

Ihr Röcklein sey von Artigkeit
Und Würde schön gewebt,
Wo Anstand und Bescheidenheit
In jeder Falte schwebt.

Beständigkeit ihr Gürtel sey,
Tagtäglich neu und schön;
Ihr Mantel sey Demüthigkeit,
Der Lust zu widerstehn.

Ihr Halsband sey ein Perlenschmuck,
Dem Herzen still bewußt;
Der Liebe schönste Rose blüh'
Auf ihrer Mutterbrust.

Umgeben von der Hoffnung Grün,
Und stiller Veilchen Pracht,
Wo ..ir des Angedenkens Blum'
Aus Mayenglöcklein lacht.

Und unter ihnen ziehe sanft
Der Schleife Band sich zu,
Und berg in ihrem Busen zart,
Gelassenheit und Ruh.

Des Fleißes und der Güte Netz
Umwebe ihre Hand;

Der falschen Nadel sey ein Helm
Vom Golde Widerstand.

So binde sie mit Huld und Schaam
Der Kniee Brautband sich,
Und wandle, wie ein Engel schön,
Beglückend sich und mich.

8.

Als Meister Thomas sah, daß der Gesell noch immer nicht um die Tochter anfragen wollte, so gab er ihm selbst oft Anlaß dazu, bis endlich Konrad sich ein Herz faßte, Ludomillen zu fragen, ob sie ihn heirathen wollte, und nach erhaltenem Jawort auch beim Vater sein Wort anbrachte, der ihm flugs seine Einwilligung gab, und eine große Hochzeit ausrichtete. Alle ehemahligen Freier der schönen Müllerin wurden zu Gaste gebeten, und welche den Muth hatten, noch einmal in die verrufene Mühle zu gehen, langten ohne Fährlichkeit dort an, da hingegen, die sich vor solchem Wege gefürchtet und daheim geblieben waren, während die andern tanzten und sichs wohl

seyn ließen, in ihren Betten gar weidlich von Kobolden gezwickt und gezaust wurden. Daß ein großer Theil der Gäste vor Neid über Konrads Glück bald platzte, kann sich jeder einbilden; aber sie hüteten sich wohl, ihm ein scheles Gesicht zu schneiden, sondern thaten gar freundlich mit ihm, denn sie hatten wohl gemerkt, daß er unter Rübezahls besonderm Schutze stehen müsse.

Als das junge Ehepaar die Lampe in der Schlafkammer ausgethan hatte, siehe! da war sie sogleich wieder heller als zuvor beleuchtet, ohne daß sie sehen konnten, woher der Lichtglanz komme, und mit einer freundlichen Miene stand der Herr vom Berge in der Gestalt des alten Harfners vor ihnen; er ermahnte sie zu einer stillen und sittsamen Lebensart, und drohte dem Konrad, daß sich sein Wohlwollen gegen ihn in Zorn und Haß verwandeln werde, wofern er jemahls erfahre, er sey seinem Weibe ungetreu, oder zeige sich auf eine andre Weise undankbar gegen sie; sodann beschenkte er das

neue Ehepaar mit einer großen Kiste voll Gold und Kleinodien und verschwand.

Als am andern Morgen Konrad dem Müller seinen Reichthum zeigte, da verwunderte sich dieser über die Maßen, und hatte nichts dagegen, wenn die jungen Leute den ganzen Tag nur scherzten und tändelten, Ludomille sich weniger als sonst um Küche und Keller besorgte, und Konrad gar nicht mehr in die Mühle ging; er nahm eine Haushälterin und einen geschickten und fleißigen Mühlburschen auf, und ließ den Eidam thun, was ihm selbst gefiel.

Konrad und Ludomille lebten über ein Jahr herrlich und in Freuden, und glaubten, es könne ihr Glück nimmer ein Ende nehmen, als sie einen holdseligen Knaben gebahr, der nach dem Großvater Thomas genannt wurde, und mit dem sich die fröhliche Mutter den ganzen Tag lang beschäftigte; aber Konrad war des Müßiggangs sein Lebtage nicht gewohnt gewesen, und so geschah es, daß er in diesem guten Leben übermüthig wurde, und ihm die

Freuden in seinen vier Pfählen nicht mehr genügten; er ging daher fleißig in die benachbarten Herbergen, trank viel, hielt seine Kameraden frei und verspielte eine Menge Geldes an herumziehendes liederliches Gesindel. Da bezog einstens der Herr vom Berge eine verlassene Herberge und stellte darin den Wirth vor, weil er sehen wollte, wie weit Konrad seine Vermessenheit treiben würde, und es währte auch nicht lange, so kehrten Reisende ein; auch die Leute aus der Nachbarschaft kamen dahin, um zu sehen, was der neue Wirth, der gar stattlich aussah, für guten Wein im Keller habe. Die Stube füllte sich mit allerhand Leuten an, die zwar anfangs wenig Köstliches sahen, denn die Tische standen leer und auf den Bänken lagen große Klötze und Fässer; die aber, als die Gäste daran klopften, als leer befunden wurden, obwohl Hähne daran waren, wie auch an den Klötzen, worüber sich alle sehr wunderten — aber in kurzer Zeit waren die Tische gedeckt, ohne daß einer der Gäste den Tafeldecker gesehen hatte; auch hatte Kü-

bezahl das eine Fenster in der Gaststube gleich einem Schranke vermacht, und so oft einer etwas zu essen verlangte, that er solchen auf und brachte einem jeden eine Schüssel Essen, zum Theil warm, zum Theil kalt, wie es einer verlangte. Als dieß vorüber war, meinten die Gäste, es sey nun alles aus; aber der muntre Wirth ging immer wieder hin und brachte noch mehrere und immer köstlichere Gerichte, die zwar keiner verlangt hatte, aber doch mit vielem Appetit verzehrt wurden. Die Leute wunderten sich über die Maßen, wo all das herrliche Essen herkomme, und wie solches in dem Schranke Raum fände, der doch gar nicht groß aussah — doch sagten sie kein Wort und fingen nur, als sie sehr durstig geworden waren, zu fragen an, ob er nichts zu trinken habe? Da nahm der unbekannte Wirth einen Stab, schlug an die Wand, und siehe! ein schöner Jüngling kam heraus, in Sammt und Seide gekleidet, und hatte zwei goldne Becher mit des türkischen Kaisers Namen und Wappen verziert; der ging zu dem einen lee-

ren Fasse, drehte den Hahn und zapfte daraus einen guten spanischen Wein, den setzte er auf den Tisch und hieß die Gäste ihn versuchen.

Mittlerweile schlug Rübezahl an die andre Wand, da trat eine holdselige Jungfrau hervor und trug einen Korb voll schöner und kostbarer Pokale von Silber und Gold und den bewundernswerthesten Schnitzarbeiten in den Wappen aller großen Herrn, zumal der Könige von Spanien und Frankreich und des deutschen Kaisers, so daß sich alle darüber sehr verwunderten, und schier nicht Augen genug hatten, all die Pracht und Herrlichkeit zu beschauen. Das Mägdlein ging zu einem der Klötze und füllte aus solchem einen Becher mit dem köstlichsten alten rheinischen Weine, den sie einem Gaste darreichte. Oben über dem Tische hing ein Rohr, und wenn ein Gast Wasser haben wollte, durfte er nur an das Rohr klopfen und seinen Becher unterhalten, so lief ihm das Wasser hinein, was sehr wunderbar war, da solches Rohr frei an einem Zwirnsfaden hing. Nun gingen die beiden Mundschenken

herum und reichten den Gästen vielerlei spanische, ungarische und auch griechische Weine, dergleichen die Bewohner der Riesenberge noch nimmer gekostet hatten. Nach diesem brachte der Wirth noch andre kostbare Gerichte von Fischen und Vögeln, wie sie in Böhmen und Schlesien noch niemals gesehen worden; und als die Gäste nun recht fröhlich und guter Dinge geworden waren, da kam ein Zug von Spielleuten und Tänzern, in deren Mitte eine muntre Harfenspielerin war, und der Wirth sprach:

„O meine Herrn! wenn ihr euch recht belustigen wollt, so vergönnt, daß meine Harfnerin euch ein gar anmuthiges Liedlein singe, welches den Namen führt: Der Himmel hängt voll Geigen."

Alle schwiegen still, die Harfenspielerin setzte sich in die Mitte der Stube und sang:

Wir genießen die himmlischen Freuden,
Drum thun wir das Irdische meiden.

Kein weltlich Getümmel
Hört man nicht im Himmel,
Alles in sanftester Ruh.
Wir führen ein englisches Leben,
Sind dennoch ganz lustig daneben;
Wir tanzen und springen,
Wir hüpfen und singen,
Sanct Peter im Himmel sieht zu.

Johannes das Lämmlein auslasset,
Der Metzger Herodes drauf passet;
Wir führ'n ein geduldigs,
Ein sanftes, unschuldigs
Ein liebliches Lämmlein zum Tod.
Sanct Lucas den Ochsen thut schlachten,
Ohn einigs Bedenken und Achten;
Der Wein kost't kein Heller
Im himmlischen Keller,
Die Engel, die backen das Brot.

Gut' Kräuter von allerhand Arten,
Die wachsen im himmlischen Garten;
Gut Spargel, Fisolen,
Und was wir nur wollen,
Ganz' Schüssel voll sind uns bereit.
Gut' Aepfel, gut' Birn und gut' Trauben —
Die Gärtner uns alles erlauben.

Willst Rehbock? willst Hasen,
Auf offener Straßen,
Zur Küche sie laufen herbei.

Sollt' etwa ein Fasttag ankommen,
So kommen die Fische geschwommen;
Da laufet Sanct Peter
Mit Netz und mit Köder,
Zum himmlischen Weiher hinein.
Willst Karpfen? willst Hecht? willst Forellen?
Gut Stockfisch und frische Sardellen?
Sanct Lorenz hat müssen
Sein Leben einbüßen,
Sanct Martha die Köchin muß seyn.

Kein Musik ist ja nicht auf Erden,
Die unsrer verglichen kann werden;
Eilf tausend Jungfrauen
Zu tanzen sich trauen,
Sanct Ursula selbst dazu lacht.
Cäcilia mit ihren Verwandten,
Sind treffliche Hofmusikanten;
Die englischen Stimmen
Ermuntern die Sinnen,
Daß alles für Freuden erwacht."

9.

Alle verwunderten sich über den Liebreiz und die wohlklingende Stimme der jungen Dirne, und Rübezahl bezeigte eine große Freude, daß aller Augen auf sie gerichtet waren, denn er hatte einem seiner Geister absichtlich diese schöne Dirnengestalt gegeben, um damit den Konrad zu versuchen; aber dazu war es zu spät, denn er hatte sich schon in eine leichtfertige Wittib in der Nachbarschaft vergafft, die auch nicht ermangelte, ihm in die Herberge nachzukommen, und da mit ihm liebkosete, als wäre sie sein rechtliches Eheweib. Als Rübezahl solches vermerkte, gab er wohl Acht auf ihn; aber er versäumte nicht, den Gästen durch seine Geister noch so viele Kurzweil vormachen zu lassen, daß man gar nicht alle Stücklein nacherzählen kann.

Mittlerweile war es sehr spät geworden — Rübezahl öffnete abermals seinen Schrank, und brachte allerhand seltsame und kostbare Früchte auf den Tisch, so in den verschiedenen und entferntesten Theilen der Welt wachsen, und

andre schöne Gewächse, die man mit Lust essen und genießen kann, und welche den Gästen zum Theil bekannt, größtentheils aber ganz unbekannt waren; auch brachte er seltne Blumenstöcke und wohlriechende Kräuter, deren sich die sämmtlichen Gäste so sehr erfreuten, als sie selbe bewundern mußten; aber als dieß alles geschehen war und sich der Wirth auf die Bank niedersetzte, als wolle er der Ruhe pflegen, da sprach Konrad, der vom Weine trunken war und seine Buhle vor sich auf dem Schoße hatte:

„Herr Wirth! ich bitte euch, daß ihr uns nun noch einen hübschen kurzweiligen Possen wollt sehen lassen.“

Aber Rübezahl entgegnete:

„Es will mich bedünken, Herr Müllermeister! daß ihr und die andern Herrn in meiner Herberge der Kurzweil genug genossen, und und mich wohl solltet in Ruhe lassen.“

Damit waren alle Gäste einverstanden, und dankten dem Wirth für alle Lust, die er ihnen gemacht; aber Konrad bestand in trunkenem

Muthe darauf, daß er ihnen zum Valet noch eins zum Besten geben sollte, da sprach Rübezahl:

„Dein Wille soll geschehen!“

Und in demselben Augenblick bekam der Müller einen Ochsenkopf mit großen Hörnern. Die Nachbarn lachten ihn über die Maßen aus, und da er deshalb in Zorn gerieth, und sie mit bösen Worten strafen wollte, siehe! da hatte er auch die menschliche Sprache verloren, und fing entsetzlich an zu brüllen, wie ein geborner Ochse; dann wollte er aus einem Becher trinken, dazu konnte er sich aber nicht anschicken, weil er die großen Lappen am Maul hatte, bis ihm Rübezahls Knechte den Wein in eine große Kufe schütteten — da that er einen guten Zug, und alle die übrigen vergnügten sich und gönnten ihm diesen Possen gar sehr; aber seine Liebste fing gewaltig zu schreien an, als sie sich von dem ersten Schreck erholt hatte, fiel mit losen Worten über den Wirth her und fluchte ihm, daß er ihren Buhlen also beschimpft hatte. Rübezahl suchte die

Frau mit sanften Worten zu beschwichtigen, welches auch die andern thaten; aber als sie gar nicht schweigen wollte, da zauberte er ihr einen Kuhkopf auf die Schultern, und jagte sie, sammt dem Konrad aus der Herberge. Die übrigen Gäste lachten noch lange Zeit über diesen Schwank und schliefen endlich auf Stühlen und Tischen ein; wie sie aber am hellen Morgen erwachten, da lagen sie in einer wüsten Gegend unter den zerfallenen Mauern des Hochgerichts, und, was in der Nacht mit ihnen geschehen war, kam ihnen nicht anders als ein Traum vor; doch meinten etliche, es könne wohl kein andrer als der Rübezahl gewesen seyn, der den Müller diese Strafe ertheilt.

Als Konrad in seiner traurigen Verwandlung nach Hause kam, und nur brüllen konnte, statt der Rede, da gerieth die ganze Mühle in Aufruhr, und Frau Ludomille war über die Maßen betrübt, so daß sie kaum den Morgen erwarten konnte, um in die Berge zu eilen, und den beim Rübezahl zu verklagen, der ihrem Manne so boshaft mitgespielt habe; aber

der Herr vom Berge erzählte ihr, wie dieß sein eigen Werk und nur geschehen sey, um Konrad wegen seiner Liederlichkeit und Untreue zu bestrafen. Ludomille bat ihren Beschützer so lange, bis er dem Konrad, auf die feierlichsten Versicherungen künftiger Treue und eines ehrbaren Wandels, seine Gestalt wieder gab.

Die erste Zeit hielt Konrad Wort; aber bald erwachten die sündlichen Begierden wieder in seinem Gemüthe und er zog abermals täglich in eine kleine Schenke zwischen den Bergen, wo der Wirth eine hübsche und freundliche Dirne hatte, die ihm gar wohl gefiel, und so süße Blicke auf den stattlichen Müllermeister schoß, daß er wohl hoffte, sie bald zum Liebchen zu gewinnen; hier, meinte er, werde ihn Rübezahl nicht ausspüren, da die Herberge gar in einem engen und versteckten Winkel lag; der Herr vom Berge aber, dem nichts verborgen ist, ward des neuen Unfuges alsobald gewahr, und ergrimmte so sehr über Konrad, der in so kurzer Zeit alle seine heiligen Versprechungen

wieder vergessen hatte, daß er seinem unglücklichen Nebenbuhler, Setebos, den sehr willkommenen Auftrag gab, den Müller nach Belieben zu züchtigen.

Als Konrad eines Abends mit der kleinen Perchta überaus schön that, und ihr sogar in den Keller nachschleichen wollte, da trat ihm Setebos in der Gestalt eines fürchterlichen Riesen in den Weg, hob ihn am Schopf in die Höhe, und zauberte um ihn her einen eisengeflochtenen Käfig, in dem er ihn, zu jedermanns Belustigung an einem hohen Baum im Walde aufhing; damit war aber der verliebte Kobold noch nicht zufrieden, sondern er hoffte für den vollzogenen Auftrag seines Gebieters noch einen schönen Lohn zu erhaschen und eilte flugs zur Mühle, wo er der ängstlichen Ludomille, die über seine Erscheinung sehr verwundert war, das ruchlose Leben ihres Mannes mit den schwärzesten Farben abschilderte, und endlich mit der Versicherung schloß, wie er es nimmer habe ansehen können, daß ein Undankbarer ein so holdseliges Weiblein hintergehe, deshalb habe er

ihn aufs Härteste bestraft, und hoffe seine Sachen recht gut gemacht, und wohl einen süßen Blick aus ihren schönen Augen verdient zu haben.

Aber statt einer freundlichen Antwort fing Ludomille gar jämmerlich zu weinen und zu wehklagen an, und begehrte, er solle sich sogleich fortbegeben, und ihren Mann von einem so schändlichen Platze wegnehmen, wo er den Muthwillen eines jeden bösen Buben bloß gestellt sey.

Setebos war gar nicht gesonnen diesem Gebot Folge zu leisten, und nahte sich der schönen Müllerin mit zudringlichen Liebkosungen, als plötzlich Rübezahl ihn von hinten anpackte und zwei Meilen weit in seine Höhle schleuderte, daß ihm alle Glieder knackten. Sodann tröstete der Herr vom Berge die betrübte Ludomille mit süßen Worten, sagte ihr, wie er selbst dem Setebos aufgetragen, ihren Mann für seine abermalige Untreue zu bestrafen, und stellte es ihr anheim, was er ferner mit ihm vornehmen solle. Da bat Ludomille zum zwei-

tenmale, und verbürgte sich selbst für Konrad, daß er nicht mehr in solches Vergehen verfallen werde, bis endlich Rübezahl auf ihr Flehen ihn befreite. Der Ungetreue, von Ludomillens allzugroßer Liebe gerührt, fiel ihr zu Füßen und schwur einen hohen Eid, den Weg der Tugend und Treue nimmer zu verlassen.

10.

Nach dieser Begebenheit hielt zwar Konrad den Schwur der Treue gewissenhaft; aber er war schon zu sehr an ein liederliches Leben gewöhnt, als daß er auch dem Trunk und Spiel hätte entsagen können; bald ging er wieder täglich zur Schenke, und wie er eines Abends bis zum Rausche getrunken, da verging er sich so weit, zu behaupten, Rübezahl müsse thun, was er wolle, und jedes seiner Begehren erfüllen.

Seine Kameraden lachten helllaut über solch thörichtes Geschwätz, und einige alte, kluge Männer baten ihn, stille zu seyn, und lieber bei Zeiten nach Hause zu gehen, daß er sich

nicht um Leib und Leben rede; aber Konrad war wie von Sinnen, und bot jenen eine Wette an, daß der Bergherr auf seinen Ruf erscheinen werde; zugleich schrie er aus vollem Halse:

„Rübezahl! erscheine!“

Eine gewaltige Erschütterung des Bodens, so daß alle Tische und Bänke umfielen, und die Gläser in tausend Scherben zerschlugen, war die Antwort auf Konrads Ruf, und aus der weit geöffneten Erde stieg ein ungeheurer Riese, der bis an die hohe Decke der gewölbten Stube reichte; er schritt über all den Kram, der hier auf einander lag, auf den Müller zu, und faßte ihn an der Gurgel. Konrads Kameraden retteten sich so schnell, als sie konnten, durch Thür und Fenster, um nicht ein ähnliches Schicksal zu erfahren; aber als alles wieder still geworden war, warteten sie wohl noch eine Viertelstunde, ehe sie sich wieder hinein getraueten — da lag der arme Konrad nach der Länge hingestreckt, das Auge gebrochen und das

Gesicht angeschwollen, denn Rübezahl hatte ihn zum Lohn für seine frechen Reden erwürgt, und es blieb ihnen nichts übrig, als eine Tragebahre zu holen, auf welche sie den Leichnam legten, und sich auf den Weg machten, ihn nach der Mühle zu tragen.

Mittlerweile glaubte Setebos, welcher sah, daß sein Herr und Gebieter mit dem Manne zu thun hatte, es sey dieß der günstigste Zeitpunkt, noch einmal bei der Frau sein Heil zu versuchen; da er aber ihre felsenfeste Treue kannte, so nahm er dießmal die Gestalt ihres Mannes an, und wie ihm Ludomille die Thüre zu öffnen kam, empfing sie ihn mit süßen Worten, denn sie war erfreut, daß er einmal früher als gewöhnlich zu ihr nach Hause kam, und meinte schon, er fange an, von seinem liederlichen Leben abzulassen. Auch war ihr falscher Gespons zärtlicher, als es Konrad zu seyn pflegte, und eben wollten sie sich zu Bette legen, als Rübezahl unsichtbar in die Stube kam, und den Kobold mit einer aus Schlangen geflochtenen

Geißel gar unbarmherzig in der Stube herum peitschte.

Ludomille sah ihren Mann wie unsinnig herumspringen und sich gar ängstlich winden, und meinte schier, er sey vom Teufel besessen; da erschien ihr Rübezahl, und auch Setebos mußte sich den Blicken der erschrockenen Müllerin in seiner wahren Gestalt zeigen. Noch hatte diese ihre Danksagungen gegen den Herrn vom Berge, der sie abermals aus einer so großen Gefahr errettet, nicht geendet, als an die Hausthüre gepocht wurde — Rübezahl verschwand und nahm Setebos mit, den er in den tiefsten Klüften der Riesenberge auf tausend Jahre anschmieden ließ. Ludomille eilte, die Hausthüre zu öffnen; aber wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie den entseelten Konrad erblickte, und von den Trägern erfuhr, weswegen und von wem er erwürgt worden war; sie vergoß unzählige Thränen um ihn, und ließ alles veranstalten, um ihn aufs Feierlichste zur Erde zu bestatten.

Meister Thomas war durch den großen Lerm und das Wehklagen im Hause erweckt worden, und kam ebenfalls herunter; da er jedoch seit langer Zeit mit dem Betragen des Eidams sehr unzufrieden gewesen war, dieser ihn auch wenig in Ehren gehalten, so machte er sich eben nicht viel aus seinem Tode.

Am folgenden Morgen wurde Konrads Leichnam zur Erde bestattet, und siehe! wie der Sarg eingesenkt und die Verwandten ihn mit Erde beworfen hatten, da nahte ein langer Zug von Männern, in graue Mäntel gehüllt, die schlossen einen Kreis um das offene Grab, und einer fing zu singen an:

Liege nun! dich ficht nicht an
Winterfrost und Sommersgluth;
All dein Tagwerk ist gethan,
Bist daheim und hast es gut.

Darauf fielen alle ein und sangen:

Goldne Frau'n und Herrn, ins Grab
Müssen all' zusamm hinab.

Aber ein andrer fuhr allein zu singen fort:

Liege nun! dir thut nichts mehr
Geißel, Frohn und hart Gericht.
Kleider=, Nahrungssorgen schwer,
All dir eins, und drückt dich nicht.

Alle.

Zepter, Arzt und Weis', ins Grab
Müss'n dir nach sie all' hinab.

Erster.

Liege nun, und fürcht nicht mehr,
Blitz und Donnerkeile hart.

Zweiter.

Freund und Feind und Lästerer,
Allen bist du nun verscharrt.

Alle.

Mädchen, jung und schön, ins Grab
Müssen sie zu dir hinab.

Erster.

Kein Beschwörer härme dich!

Zweiter.

Kein Bezaubrer lärm' um dich!

Erster.

Böse Geister fliehen dich!

Zweiter.

Schädliches nichts nahe sich!

Alle.

Habe sanfte Ruh' im Grab!
Und dein Grab viel Ruhe hab.

Als sie solches gesungen hatten, zogen die verhüllten Männer wieder von dannen und verschwanden in einem nahen Berge; aber Ludomille war über diese Todtenfeier sehr erfreut, denn sie schloß daraus, daß Rübezahl ihrem Manne wenigstens im Grabe vergeben habe.

Aber Konrad war nicht todt, sondern nur durch Rübezahls Berührung erstarrt, so daß er alles sah und hörte, was mit ihm vorging, ohne jedoch eine Bewegung machen oder einen Laut von sich geben zu können; so ward er auch begraben und Rübezahl verwandelte ihn in die Gestalt eines Staares, der stets in Ludomillens Stube hing. Es war dieser Vogel

ein Geschenk, das ihr Konrad noch als Geselle gegeben, und der schönen Müllerin gar lieb und werth. Konrad hatte also wenigstens den Trost, von seiner Gattin geliebkost zu werden, und zu hören, wie sie den Mann betraure, der durch sein böses Leben es so wenig an ihr verdient hatte. Auch machte nun Konrad alle kluge Betrachtungen, die ihm früher Noth gethan hätten, und nahm sich fest vor, wenn der Zorn des Geistes jemals versöhnt werden und er ihn aus dieser Vogelgestalt erlösen sollte, sich ganz anders aufzuführen; aber es hatte den Anschein, als wäre Rübezahl dießmal unversöhnlich; und als das Trauerjahr vorüber war, und Frau Ludomille wieder in bunten Gewändern einherging, da stand er täglich in Gefahr, die schöne Frau auf immer zu verlieren, denn nicht genug, daß alle ihre alten Freier wieder kamen, die bald bemerkten, daß kein Berggeist ihren Bewerbungen mehr im Wege stehe, und meinten, es werde sich Rübezahl nicht mehr in Ludomillens Heirathsgeschichte mischen, da er das erstemal so schlechten Dank

davon gehabt, so fanden sich noch überdieß so viele neue ein, daß es täglich von Gästen auf der Mühle wimmelte, und der alte Thomas seine herzliche Freude an dem lustigen Leben hatte; zumal da Konrads Schatz, trotz seiner liederlichen Wirthschaft, doch noch hinreichend gewesen wäre, eine Grafschaft zu kaufen. Dieses erfuhren sogar einige Ritter, die sich nicht in den besten Umständen befanden, und machten Jagd auf die schöne Wittfrau; aber diese wollte lange von keinem zweiten Manne wissen, und beschäftigte sich einziglich mit dem kleinen Thomas, welcher das leibhaftige Ebenbild des Vaters war, und der Mutter viele Freude machte. Der alte Müllermeister hatte auch nichts dagegen, daß Ludomille es immer verzögerte, eine neue Wahl zu treffen, denn er hatte an dem ersten Eidam mehr Herzeleid als Freude erlebt, und wußte wohl, wenn die schöne Tochter aus dem Hause komme, würden auch wohl die Besuche auf seiner Mühle sparsamer werden.

Durch die Länge der Zeit ward endlich Ludomillens Vorsatz etwas geschwächt; mehrmals kam sie in Versuchung, einem der Bewerber ein Wort des Trostes zu sagen; aber da nannte ihr Staar den Namen: „Konrad!" und fest stand ihre alte Treue für den Verstorbenen. Deshalb nannten ihre Freier den Staar nur den Todtenvogel, und die meisten blieben aus. Nur zwei Ritter, hübsch und tapfer, aber arm wie die Kirchmäuse, blieben beharrlich in ihren Bewerbungen, und Meister Thomas, der meinte, es möchten die Freuden nun doch bald ein Ende nehmen, redete ihr zu, einen aus diesen beiden zu erwählen, damit sie nicht als Wittib zur Grube fahre — auch gefiel ihr Ritter Wolfram nicht übel, und Konrad hatte schon zweimal seinen Namen rufen müssen, um sie von einem zärtlichen Geständniß abzuhalten. Wolfram gewahrte wohl, welche Wirkung der Ruf des Todtenvogels auf sie machte, und bat sie, den Staar zu tödten — da ward Frau Ludomille gewaltig böse, ihre gute Meinung von dem Ritter verwan-

delte sich in eine gar böse, und sie verbot ihm alsbald, ihr je wieder vor die Augen zu kommen. Das ließ sich Ritter Friedrich, Wolframs Waffengefährte und Nebenbuhler, zur Warnung dienen, und da er vermeinte, daß nur dieser Vogel seinem Glück im Wege stehe, so schlich er eines Tages, als Frau Ludomille im Hause beschäftigt war, in ihre Stube, entschlossen, der schönen Wittfrau die Mühe zu sparen; er nahm den Vogel, der in seinem Käfig ängstlich hin und her flatterte, heraus, faßte den Kopf mit zwei Fingern — Konrad glaubte, es sey sein Ende gekommen; aber in dem Augenblicke, wo Friedrich dem Staar das Köpflein eindrückte, stand der leibhaftige Konrad vor ihm, und bedankte sich der Mühe, die er gehabt, ihn zu erlösen. Ludomille, als sie in der Stube reden hörte, kam dazu gelaufen, und wollte schier ihren Augen nicht trauen, bis ihr Konrad die Strafe Rübezahls erzählte, und wie der Ritter — der nun beschämt von dannen zog — in böser Absicht ihm ein gutes Spiel gemacht

habe. Rübezahl vergab dem reuigen Konrad nochmals, und dieser lebte sodann noch viele Jahre mit seiner Ludomille ein ruhig und ehrbares Leben, ohne dem guten Geiste jemals wieder einigen Verdruß zu machen.

Die goldne Ente.

1.

Tief im Dunkel des Königgrätzer Waldes stand vor mehrern hundert Jahren eine kleine Hütte, in der sich einmal gar wunderbare Dinge zutrugen; es wohnte nämlich darin eine fromme Wittib, mit Namen Frau Jutta, und pflegte ihrer Tochter Adelheid und der zwei hinterlassenen Waisen ihres Bruders, Heinrich und Emma, so sie alle mit ihrer Hände Arbeit kümmerlich ernährte. Es waren gute und fromme Kinder, die der Mutter in allen Geschäften zur Hand gingen; die beiden Mägdlein spannen fleißig am Rocken, und der flinke Knabe half der schwachen Alten ihr Gärtlein bestellen und hütete ihre Schafe, deren Milch einen großen Theil ihrer Nahrung ausmachte; was sonst noch im Hause zu verrichten war, das mußte Frau Jutta allein bestreiten, weil die

Dirnen noch gar zu klein waren — weshalb sie sich auch recht herzlich der Zeit freute, wo sie herangewachsen seyn würden.

Eines Abends saßen alle Bewohner der kleinen Hütte beisammen, und lobten sich das arme und doch schützende Dach, denn draußen im Walde tobte ein gewaltiges Ungewitter; in Strömen schoß der Regen herab, und die Blitze folgten so schnell und heftig auf einander, als wären es erzürnte Feinde, deren einer den andern erschlagen wollte, und wie der Forst immer in weißen Flammen zu stehen schien, so rollte der Donner gar fürchterlich durch die Berge, gleich als wenn er zu brausen gar nicht aufhören wollte, und während der muntre Bube durch das kleine Fensterlein keck und muthig in das Ungewitter hinein schaute, sich des Kampfes der Elemente kindisch freuend, erzählte Frau Jutta den zagenden Dirnen folgende Mähr:

„Wisset, meine lieben Kinder, viele hundert Meilen von uns, am Ende der Welt, da wohnt ein Mann, der war vom Anfange an

da, und hat gar große Gewalt, und dieser ist es, welcher die Ungewitter macht; sein Sohn ist ein Schmied, der in einer großen Werkstätte im Innern der Erde die Blitze schmiedet, die sein Vater dann im Zorn von einem hohen Berge herabschleudert —"

Als die Mutter so weit gesprochen, da fing Adelheid zu weinen an, denn es kam ihr vor, als sähe sie den gewaltigen Greis, der so alt als die Welt war, mit zottigem Barte vor sich stehen, und er drohe ihr, sie mit seinem Blitz zu erschlagen; Heinrich kam verdrüßlich vom Fenster an den Tisch zurück, denn die Wuth des Gewitters hatte sich erschöpft, und indem es nur still fortregnete, schaute er das wundervolle Feuerwerk nicht mehr, das ihm so sehr behagt hatte; auch Emma fürchtete sich vor dem grimmigen Alten, obschon sie Heinrich zu vertheidigen und ihn fortzujagen drohte, wenn er sie heimsuchen wollte, und Frau Jutta, um die Kleinen zu beschwichtigen, fing an von allerhand andern Gegenständen zu sprechen; sie erzählte ihnen weitläufig, wie es ihr nicht

immer so schlecht ergangen sey, im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod erwerben zu müssen, sondern es habe einst auch der Wohlstand inmitten ihres Hauses geblüht — endlich meinte sie, mit Gottes Hülfe könne noch alles wieder gut werden und sie wieder alle in so guten Stand kommen, als sie es ehemals waren; aber die Kleinen waren in Armuth aufgezogen, und konnten sich gar nicht vorstellen, was Wohlstand sey; daher hatten sie Langeweile bei solchen Erzählungen, und baten die Mutter, ihnen lieber das alte Lied vom Wassermanne zu singen, bei dem es ihnen zwar immer angst wurde, und das sie gleichwohl alle Tage mit neuem Vergnügen hörten.

Die Alte willfahrte ihren Bitten und sang mit schnarrender Stimme:

„O Mutter! guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?"

Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.

Sie kleidet ihn an zum Ritter fein,
So ritt er Marienkirchhof hinein.

Er band sein Pferd an die Kirchenthür;
Er ging in die Kirche dreimal und vier.

Der Wassermann in die Kirch ging ein,
Sie kamen um ihn groß und klein.

Der Priester eben stand vor'm Altar:
„Was kommt vor ein blanker Ritter dar?"

Das schöne Mägdlein lacht in sich:
„O wär der schöne Ritter für mich!"

Er trat über einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen! gieb mir Wort und Treu!"

Er trat über Stühle drei und vier:
„O schönes Mädchen, zieh mit mir!"

Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier hast meine Treu, ich folg dir leicht!"

Als Frau Jutta so weit gesungen hatte, da kam es ihr vor, als höre sie ein leises Klopfen an der Thür — sie hielt inne; aber es war wieder alles still, und sie fuhr zu singen fort:

Sie gingen hinaus mit Hochzeitschaar,
Und tanzten freudig und ohne Gefahr.

Sie tanzten nieder bis an den Strand;
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.

„Halt, schöne Dirne, das Roß mir hier,
Das niedlichste Schifflein bring ich dir.“

Und als sie kamen auf'n weißen Sand,
Da kehrten sich alle Schiffe zu Land;

Und als sie kamen auf den Sund,
Das schöne Mädchen ging zu Grund.

Noch lange hörten am Lande sie,
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.

Ich rath euch Dirnen, so viel ich kann,
Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann.

2.

Als die Alte still schwieg, und keines der Kleinen sich zu regen wagte, wurde plötzlich stark an die Thüre geklopft, so daß alle erschracken und die kleinen Mägdlein, sich ängstlich an die Mutter schmiegend, sie flehentlich baten, doch in dieser nächtlichen Weile keinem die Thüre zu öffnen, es könne wohl gar der Wassermann oder der böse Alte seyn, der den Blitz mache. Frau Jutta suchte die furchtsamen Dirnen zu beruhigen, und Heinrich strafte sie mit Worten und Geberden ob ihrer thörich-

ten Zaghaftigkeit, während jene zur Thüre ging, um zu vernehmen, wer zu einer so ungewöhnlichen Stunde Einlaß begehre; auf ihre Frage entgegnete eine sanfte weibliche Stimme, es sey eine Reisende, von Nacht und Ungewitter in diesem unwirthlichen Walde überfallen, die wohl meine, sich eines gastlichen Daches nicht unwerth zu bezeugen.

Auf solchen Bescheid öffnete Frau Jutta willig die Thüre, und alle Furcht verschwand, als eine bejahrte Frau von edlem Ansehen in die Stube trat, und von so leutseliger Miene, daß sie alsbald allen wohlgefiel, und jeder sich beeiferte, etwas zu ihrem Dienste zu verrichten. Während Frau Jutta sich beklagte, daß sie so gar arm sey und einen so vornehmen Gast nicht nach Würden bedienen könne, und Heinrich ein lustig flackerndes Feuer anblies, um ihre schönen Gewänder zu trocknen, bot Emma der Reisenden ihr kleines Abendbrod und wollte ihr Lieblingstäubchen schlachten, daß es die Mutter dem werthen Gaste zum Imbiß bereite; aber die Dame entgegnete, sie habe weder Hunger

noch Durst und es sey ihr nur um ein schützendes Dach für diese Nacht zu thun — nachdem sie eine Schale Milch mit den armen Bewohnern der Hütte gegessen hatte, legte sie sich auf das duftende Lager, welches ihr Adelheid und Emma aus frischem Gras und Kräutern einstweilen bereitet hatten.

Als Frau Jutta und ihre Kinder am folgenden Morgen erwachten, und auch die Fremde sich von ihrem Lager erhob, da wurden die Aermsten von ihrem Ansehn fast verblendet — verschwunden war die ehrbare Matrone von gestern Abend, und an ihrer Stelle erstand eine himmlisch schöne Frau, deren erster Anblick sie als ein übermenschliches Wesen darstellte; ein Gewand von weißer Seide umfloß den hehren Leib, und von dem strahlenden Haupte flatterte ein Schleier herab, vor dessen diamantner Sternenpracht die Bewohner der Hütte schier erblindeten; ihre Züge waren so sanft als majestätisch, und mit huldvollen Blicken wandte sie sich gegen Frau Jutta, also sprechend:

„Wisset, daß ihr keine sterbliche Frau bei euch beherbergt habet; ich bin die Faye Silenia, und habe den Gebrauch, die Menschen, welche ich meiner Wohlthaten theilhaftig machen will, erst auf die Probe zu stellen, ob sie deren auch würdig sind. Ich habe euch bewährt erfunden, und vor allen hat mir die kleine Emma wohlgefallen, die mir als einer hülfsbedürftigen Fremden selbst das, was ihr das Liebste war, zur Labung geben wollte; deshalb sey sie gesegnet, und ich ertheile ihr die Gabe, daß, so oft sie weint, aus Leid oder aus Freude, statt der Thränen Perlen aus ihren Augen fallen, und ihre ausgekämmten Haare zu eitel Goldfaden werden. — Doch möget ihr sie sorgsam in Acht nehmen, denn diese Wundergaben verlieren sich alsbald, und sie dürfte eine traurige Verwandlung erleiden, sobald die freie Luft ihr Antlitz berührt; deshalb bedecket ihr liebliches Haupt mit einem Schleier, und erlaubt ihr nicht, diesen eher zu lüften, als bis sie ins Gemach getreten ist.“

So hatte die wohlthätige Faye gesprochen,

und als die Beschenkten ihr dankend zu Füßen stürzen wollten, war sie verschwunden.

Alsbald wollte Frau Jutta sehen, ob sie sich auf die Worte der Faye auch verlassen könne und breitete ein großes Tuch auf die Erde, setzte sodann die Kleine darauf, und fing an ihre langen goldgelben Haare zu kämmen, und siehe! die Haare so auf das Tuch fielen, verwandelten sich augenblicklich in Goldfäden, und da sie ihr erzählte, wie sie nun bald reich und vornehm werden, und sie ihr die schönsten Spielsachen kaufen würde, da fing Emma vor Freuden zu weinen an, und die schönsten Zahlperlen rollten herunter auf das ausgebreitete Linnen.

Von diesem Tage an betrachtete Frau Jutta die kleine Emma als die einzige Quelle und Wiederherstellerin ihres Wohlstandes, und sie schmeichelte ihr nicht allein als einem Schooskinde, sondern gebot auch Adelheid und Heinrich, ihr in allem den Willen zu thun, dieweil doch sie allein alle glücklich machen könne; sol-

ches wurde auch den beiden Kindern nicht schwer, da Emma ein so sanftes und herzensgutes Mägdlein war, daß man mit Freuden ihr Jegliches zu Liebe that, und Jeder der sie sah, sich gezwungen fühlte, sie zu lieben.

Am folgenden Tage verfügte sich die Alte in die nächste Stadt, verkaufte die Perlen und Goldfaden, die sie erhalten, und handelte dagegen einen feinen Schleier ein, ohne welchen Emma das Haus niemals verlassen durfte; sie kämmte das Kind oft mehrmals an einem Tage und erzählte ihm die schönsten Mährchen, die seinem Auge bald Thränen der Lust entlockten, bald das gute Herz zur innigsten Theilnahme rührten, so daß Jutta in kurzer Zeit einen großen Reichthum an Gold und Perlen besaß; anfangs verhandelte sie ihre Kostbarkeiten an Juden, die solche für ein gestohlnes Gut hielten und ihr für ein Geringes abdrangen, als sie jedoch so weit gekommen war, sich ein kleines Gut in ihrer Gegend zu kaufen, und nun als eine stattliche Frau lebte, da traf sie mit reisenden Juwelieren und Goldschmieden

in Verkehr, die ihre Waaren nach dem rechtlichen Preise bezahlten, und sammelte bald einen beträchtlichen Schatz.

3.

Mittlerweile waren Adelheid und Emma zu Jungfrauen herangewachsen, und der zunehmende Wohlstand der Mutter Jutta, die man in ihrer Dürftigkeit gekannt hatte, gab zu allerlei Vermuthungen Anlaß; die meisten Menschen in ihrer Gegend beneideten ihr das Glück, dessen sie genoß, und alle waren neugierig, woher der reiche Segen wohl kommen möge, der ihr Haus überstrahlte. Viele glaubten, sie habe einen Schatz gefunden, und wollten ihr schon den Grundherrn auf den Hals hetzen, daß er seinen Antheil daran fodre; andere verwarfen diese Meinung und dachten, daß sie mit den Reizen ihrer Töchter Handel treibe, ja man wollte bemerkt haben, daß viele der benachbarten Ritter ganze Nächte in ihrem Hause schwärmten und ihr die Sünden der Dirnen reich belohnt würden; aber die Bos-

haftesten von allen riefen: „Seyd ihr denn so thöricht und begreift nicht, daß die alte Hexe einen Bund mit dem Satan geschlossen, und ihm die schöne Base zum Eigenthum gegeben hat? dafür versorgt sie der Böse mit Allem, was zu einem üppigen Leben nöthig ist. Seht ihr denn nicht, daß Emma niemahls ohne Schleier geschaut wird, zum Zeichen, daß sie vergeben ist, und kein Christenmensch ihre Züge betrachten soll? Ja, ja! Frau Jutta ist eine Hexe, und sollte als eine solche verbrannt werden!“

Wenn nun gleich weder der Grundherr die gute Alte zwang, ihm einen Theil ihres Reichthums zu steuern, noch die Gerichte ihr den Hexenprozeß machten, so war es doch kränkend, wenn sie wieder erfahren mußte, welch lose Reden über ihr Thun und Treiben geführt wurden, und der kühne Jüngling, Heinrich, wollte Alle todt schlagen, die es wagten, seiner Schwestern Ehre anzutasten, so daß Jutta viel Mühe hatte, sein wildes Gemüth zu bändigen, und ihm begreiflich zu machen, daß solches Be-

ginnen das Gerede nur vermehren würde; viel lieber wandte sie alles an, durch ein gefälliges und freundliches Betragen und selbst Wohlthaten, die Herzen der Nachbarn zu gewinnen und die bösen Mäuler zu verstopfen — doch umsonst! und als sie von Tage zu Tage mehr einsah, wie es nicht möglich sey, den Lästerzungen Einhalt zu thun, so machte ihr solches den gewohnten Aufenthalt so zuwider, daß sie beschloß, ihr Gut zu verkaufen, und in die Stadt Prag zu ziehen; um sich jedoch bei einem so wichtigen Unternehmen nicht zu übereilen, schickte sie ihren Neffen Heinrich voraus dahin, um eine schickliche Gelegenheit zur Ansiedelung abzuwarten, und so sich eine dergleichen fände, ihr solches alsobald kund zu thun.

So kam Heinrich in der böhmischen Hauptstadt an, und da er ein wohlgebildeter Jüngling, von guten Sitten, auch von seiner Pflegemutter mit so vielem Gelde versorgt war, daß er es den vornehmen Rittern gleich thun konnte, so ward er bald mit vielen Grafen und Herrn bekannt, welche nicht glaubten, daß er

von gemeiner Herkunft sey, sondern durch seinen Aufwand zu dem Wahne verleitet wurden, er sey eines Ritters Sohn, oder vielleicht gar der Sprößling eines fürstlichen Stammes, der, unbekannter Ursachen wegen, einen dunkeln Namen habe annehmen müssen; also unter den Rittern lebend wurde er der vertraute Freund des Grafen Wenzel von Hasenberg, und eines Tages, als ihm dieser beim frohen Becherklang alle Geheimnisse seines Herzens mitgetheilt hatte, vergaß auch Heinrich des strengen Gebotes seiner Muhme, das Geheimniß seiner Schwester an keine lebende Seele auszuplaudern, und erzählte dem Grafen, wie er zu Hause eine Schwester von wundersamen Liebreiz und Herzensgüte habe, die mit dem reifsten Verstande die Gabe verbände, daß ihre herabgekämmten Haare zu Gold und ihre Thränen zu Perlen würden; auch vergaß er nicht hinzuzufügen, daß sie stets verschleiert gehen müsse, weil die Berührung der freien Luft ihr mit einer unbekannten großen Gefahr drohe.

Als der Jüngling seinem Freunde diese

Schilderung von Eigenschaften der holdseligen Emma machte, entbrannte dieser in Begier, eine so wundervolle Schönheit zu besitzen; er foderte von jenem ohne Umschweife ihre Hand und schloß seinen Antrag mit folgenden Worten:

„Nicht Gold und Kleinodien sind es, durch die mich deine Schwester beglücken soll, denn ich besitze eine Grafschaft von so großem Werthe, daß ich keines weitern Reichthumes bedarf; allein ich habe stets gewünscht eine Gemahlin zu besitzen, die sich durch Schönheit, Tugend und andre seltne Gaben vor allen auszeichnet, deshalb will ich deiner Schwester meine Hand reichen, sey auch ihre Herkunft die dunkelste, und ich beschwöre dich bei unsrer Freundschaft, stehe mir bei, daß ich dieß Wunderkind erringe!“

Heinrich erkannte zu spät, welche Unbesonnenheit er begangen; aber es war nicht mehr möglich, das Wort zurückzunehmen, welches vorschnell den Lippen entsprungen war, und er konnte dem Dringen seines Freundes nicht widerstehen, sondern versprach selbst nach Hause

zu reisen, um für ihn zu werben. Um keine Zeit zu verlieren, ließ der Graf alsogleich einen Reisewagen verfertigen, der ganz bedeckt und verschlossen war, so daß die schöne Jungfrau von der Luft nicht angewehet werden konnte, und sein Freund machte sich auf den Weg, mit einem Werbungsschreiben versehen, welches in den zärtlichsten und ehrerbietigsten Worten abgefaßt war.

Frau Jutta und ihre schöne Base empfingen diese Botschaft mit großer Verwunderung und nahmen sich Bedenkzeit; aber der Wunsch, eine vornehme Frau zu werden und Heinrichs Zureden, welcher ihr die Schönheit und Mannhaftigkeit des Grafen nicht genug rühmen konnte, behaupteten in dem Herzen der schönen Emma bald das Uebergewicht gegen alle Zweifel, und nach ein paar Tagen ritt Heinrich zu seinem gräflichen Freund zurück, ihm das Jawort seiner Schwester zu bringen, und die Zusicherung, daß sie ihm bald auf die Stammburg ihres Verlobten folgen werde. Heinrich blieb sodann in Prag, der wonnetrunkne Graf

ritt aber sogleich nach Hause, um alle Anstalten zu dem Empfang seiner Braut und einem glanzvollen Beilager zu treffen.

4.

Mittlerweile hatte auch Emma in Begleitung ihrer Pflegemutter und deren Tochter ihren Aufenthaltsort verlassen, und schon die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie durch einen Wald fuhren. Die Hitze war drückend, und Emma hatte ihren Schleier gelüftet, als Frau Jutta, um nach den Knappen zu sehen, welche der Graf seiner Braut zur Bedeckung auf der Reise zugesandt hatte, unvorsichtiger Weise die Thüre der Kutsche öffnete; aber kaum hatte der Sonne Strahl die schöne Jungfrau berührt, als sie plötzlich in eine goldne Ente verwandelt, von dannen flog und bald den Blicken ihrer erstaunten Muhme entschwand.

Als sich die Alte vom ersten Schrecken erholt hatte, gerieth sie in eine tiefe Betrübniß, denn sie fürchtete sich vor dem Zorn eines so vornehmen Herrn, als der Graf war, und vor

Heinrichs jugendlichem Ungestüm; jedoch gibt es wohl kein Mißgeschick, aus welchem sich Weiberlist nicht heraus hülfe, und da sie bemerkte, daß die Knappen des Grafen diesen Unfall nicht inne geworden, so ersann sie bald ein Mittel, sich aus so großer Verlegenheit zu retten; als sie noch weiter in dem Walde fuhren, und seitwärts ein Dorf liegen sahen, sandte sie die Knappen in dasselbe, um Milch zu holen, und bedeckte mittlerweile Adelheid mit Emmas Schleier — als nun jene zurückkamen, fanden sie Frau Jutta mit großem Angstgeschrei außerhalb der Kutsche, welche mit künstlichem Weinen und Jammern erzählte, sie habe sich, um frische Luft zu schöpfen, mit Adelheid nur wenige Schritte von der Kutsche entfernt, da sey sie von einigen bewaffneten Männern angefallen worden, die ihr die Tochter geraubt und fortgeschleppt hätten; sie bat die Knappen, den Entführern nachzusetzen, und geberdete sich dabei so kläglich, daß die harten Kriegsknechte Mitleid mit ihr hatten, und den ganzen Wald durchspähten, ohne eine Spur von den Räu-

bern zu finden, wie es natürlich war. In dieser Zwischenzeit hatte Frau Jutta ihre Tochter unterrichtet, wie sie sich zu benehmen habe, um an Emmas Stelle die Gemahlin des reichen und schönen Grafen zu werden, und die Knappen fanden sie bei ihrer Rückkehr einigermaßen getröstet, indem sie zu ihnen sprach:

„Es ist zwar ein großes Leid, das mich betroffen, mein einziges und geliebtes Kind in der Blüthe seiner Jahre zu verlieren, und nichts kann mich darüber trösten als die Betrachtung, um wie viel größer das Unglück wäre, wenn meine liebreizende Base das Opfer dieser Unholde geworden wäre, und ich ertrage mein herbes Mißgeschick mit Gelassenheit, da nur die Braut des Grafen gerettet ist.

Da die Knappen wohl wußten, mit welcher Sehnsucht und Begier der Graf auf die Ankunft seiner schönen Braut harrte, so wagten sie es nicht mehr, die Kutsche einen Augenblick zu verlassen, denn sie fürchteten seinen ganzen Zorn zu empfinden, wenn dem Fräulein auch nur der kleinste Unfall zustoßen sollte. Das

nächste Nachtquartier benutzte Mutter Jutta, um mit der furchtsamen Adelheid weitere Abrede zu nehmen, wie diese sich gehörig zu verstellen habe, um von dem Grafen für Emma gehalten zu werden; sie gab ihrer Tochter einen großen Vorrath von Perlen und Goldfäden, und belehrte sie, solchen zu gebrauchen, um ihren künftigen Gemahl zu verblenden; auch befahl sie den Knappen, nicht über Prag, sondern den geraden Weg nach der Hasenburg einzuschlagen, damit sie Heinrichs scharfem Blick entgingen; jenen aber sagte sie, um den Grafen früher durch die Ankunft seiner ersehnten Geliebten zu überraschen.

Als sie auf der Hasenburg ankamen, verließ Frau Jutta zuerst den Wagen, den sie sorgfältig wieder zuschloß, und verfügte sich alsogleich zu dem Grafen, den sie um Erlaubniß bat, mit ihrer Pflegetochter ein Gemach beziehen zu dürfen, in welches kein Tageslicht falle; dieß erklärte sie als nothwendig, so lange bis sich jene von der Reise erholt und sie einige Anordnungen getroffen haben würde, welche

das Geschick, so über dieser wunderbaren Dirne walte, nöthig machte, auch verbat sie sich bis dahin jeden Besuch, selbst den des Grafen für die schöne Emma. So sehr der Graf vor Sehnsucht brannte, die gepriesene Schöne zu sehen, so unterwarf er sich dennoch dieser verhaßten Zögerung. Die schönsten Gemächer der Burg wurden den Frauen eröffnet, und das innerste derselben auf Juttas Begehren in tiefe Finsterniß verhüllt; dorthin führte die betrügerische Alte ihre Tochter, unter der Hülle eines dichten Schleiers, und verbarg sie durch mehrere Tage allen Blicken; selbst den Bruder, der auf die Nachricht von Emmas Ankunft auf der Hasenburg, dahin geritten war, um die Schwester zu begrüßen, fertigte sie unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit ab, und da man in Prag eben ein Ringelstechen hielt, und die Muhme ihn reichlich mit Gelde versah, so fiel es ihr nicht schwer, den leichtsinnigen Jüngling zu bewegen, daß er wieder fortritt, ohne seine Schwester gesehen zu haben.

5.

Als nun der Graf durch seine Knappen erfuhr, wie Frau Jutta auf dieser Reise ihr eignes Kind verloren habe, so hegte er darüber ein aufrichtiges Mitleid, und beschloß, sie durch das gütigste und wohlwollendste Benehmen über ihren Verlust zu trösten; doch ward er ungeduldig, da die Alte, im Bewußtseyn ihres Betruges, und vor dessen Ausgang bange, die Zeit immer weiter hinaus schob, wo Graf Wenzel seine Braut sehen sollte, und obschon jene keine süßen Worte sparte, und ihm täglich goldne Faden von dem Haupte der Jungfrau und Perlen aus ihren schönen Augen brachte, so konnte er doch zuletzt seine Begier nicht länger zähmen, und stürzte eines Tages unangemeldet in das Gemach der vermeinten Emma, die er alsbald in seine Arme schloß und ihren Mund mit zärtlichen Küssen bedeckte.

Frau Jutta machte ihm bittere Vorwürfe über diesen voreiligen Schritt und sagte, er sey dadurch Schuld, daß seine Braut in dem Au-

genblick dieses heftigen Ueberfalls einen Theil ihrer wunderbaren Schönheit eingebüßt habe.

Ob es gleich dem Grafen ebenfalls vorkam, als entspreche Emma keineswegs dem Bilde, welches ihm Heinrich von den Reizen seiner Schwester entworfen hatte, so war er doch sogleich bereit sein Wort zu halten, und ließ den Burgkapellan rufen, um ihn mit der fremden Jungfrau zu vermählen; doch ließ er die öffentlichen Lustbarkeiten bei Seite, womit er seine Hochzeit zu feiern beschlossen hatte, denn die Braut war in der That gar kein Wunder von Schönheit, und nach der Vermählung ward er leider auch gar zu bald inne, daß weder ihr Geist so klar und tief, noch ihr Herz so sanft und weich sey, als ihm versprochen worden war, deshalb war er sehr erzürnt über Heinrich, und als er, kurz nach seiner Hochzeit, einen Ritt nach Prag machte, und da mit seinem Schwäher zusammentraf, beschuldigte er ihn des Betruges, indem seine Schwester weder schön, noch sanft und geistreich sey, und

keinen andern Vorzug habe, als die Perlen ihrer Augen und die Goldfaden ihrer Haare.

Heinrich war erstaunt über eine solche Beschuldigung, denn er wußte wohl, daß Emma die schönste Jungfrau in Böheim, und vielleicht in der ganzen Welt war; deshalb meinte er, der Graf müsse seine Sinne verloren haben, und vergessend, daß er mit einem der vornehmsten und mächtigsten böhmischen Herrn zu thun habe, entgegnete er seiner Rede in den härtesten Ausdrücken, worauf der Graf in Zorn entbrannte, ihn durch seine Knechte greifen und auf seine Burg bringen ließ, woselbst er ihn in den tiefsten Kerker zu werfen befahl.

An der Hasenburg ist noch heutzutage ein hoher runder Thurm zu sehen, in welchen ein unterirdischer Gang aus dem Innern der Burg führte, sonst hatte er keinen Ausgang — oben ist er offen, daß selbst das Ungewitter den Gefangenen verfolge, und nur ein einziges vergittertes Fenster war an dem Orte, wo der Thurm auf dem Felsen ruht; in dieses Ge-

fängniß wurde der unschuldige Heinrich gebracht, und Frau Jutta freute sich über diese Begebenheit, welche sie von einer schweren Sorge frei machte; aber ihre Herrlichkeit nahm gleichwohl in Kurzem ein Ende, denn ihr Vorrath an Gold und Perlen, so groß er auch gewesen, ging aus, und nun sah der Graf den Betrug in seinem ganzen Umfange, und da er Heinrich für einen Mitschuldigen und Anstifter hielt, der ihn in diese arge Falle gelockt habe, so verdammte er ihn, sein ganzes Leben im Thurme hinzuschmachten; seine Gemahlin aber behandelte er von dieser Zeit an mit der größten Gleichgültigkeit und Verachtung, kam ganze Wochen und Monate nicht auf seine Burg, sondern schwärmte in der Stadt und auf den Burgen der zügellosesten Ritter umher, und wenn er heim kam, brachte er ausgelassene Lustdirnen mit sich, bewirthete sie viele Tage lang auf der Hasenburg, und zwang seine Gemahlin und Frau Jutta ihm bei der Tafel aufzuwarten und den Dirnen den Wein zu credenzen.

6.

So litt Adelheid eine grausame Qual für das Verbrechen, an dem sie Theil genommen, und überhäufte in schlaflosen Nächten die schuldige Mutter mit den bittersten Vorwürfen, daß sie durch ihre unselige Falschheit alle verderbt hatte; oft wollte sie dem Gemahl zu Füßen fallen und ihm ein reuiges Bekenntniß des ganzen Vorfalls ablegen, der sie jedoch immer von sich stieß, ohne ihr ein Gehör zu schenken, und während die beiden Frauen so schwer für ihre Arglist büßten, saß Heinrich im Thurm in stummer Verzweiflung, daß er sich an dem nicht rächen konnte, der ihn so schwer beleidigt; ohne Hoffnung jemahls frei zu werden aus seiner schweren Haft war er seines Lebens müde, und dachte oft, ob es nicht besser wäre, sich mit seinen Ketten zu erdrosseln, als es eines Tages mit süßer Stimme zu ihm herunter klang:

An einem Baum, am Weidenbaum saß sie,
Gedrückt die Hand zum Herzen schwer von Leide,

Gesenkt das Haupt, auf ewig fern der Freude —
So weinte sie, so sang sie spät und früh:
Singt alle Weide,
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe grüne Weide!
Der helle Strom, er fühlet mit ihr, Ach!
Er rauschet sanft zu ihren Klagetönen,
Der Fels in ihm, erweicht von ihren Thränen,
Hallt traurig dem gebrochnen Seufzer noch:
Singt alle Weide,
Singt meine süße, liebe, grüne Weide,
Liebe grüne Weide!
Du hangend Laub, geliebte Weide du,
Was neigst du dich herab zu meinem Leide?
Mir Kranz zu seyn in meinem Leichenkleide,
Hier endet sich's, hier find ich meine Ruh.
Singt alle Weide,
Singt meine liebe, süße, grüne Weide,
Liebe, grüne Weide!

Gar leicht erkannte Heinrich den Klageton seiner Schwester und das Lied, dessen melancholische Weise ihr stets wohlgefallen hatte, und rief aus:

„O meine geliebte Emma! wohl höre ich deine Stimme und vernehme die Klagen, so

dir ein Ungeheuer auspreßt, dessen Undank dein zärtliches Herz zerreißt — bald wird der Gram dein theures Herz brechen; aber du sollst in jenem Lande der Vergeltung einen zärtlichen Bruder finden, der dir vorangeht, dein dort zu harren."

Mit diesen Worten ergriff er sein Messer, und war im Begriff sich solches ins Herz zu stoßen, als Emmas Stimme wieder ertönte:

„Halt ein, Heinrich!"

Der Jüngling ließ das Messer fallen, und als er in die Höhe blickte, um zu sehen, woher ihm der Schall so deutlich ertönte, da sah er beim hellen Mondschein eine Ente ängstlich umherflattern; ihr Gefieder war von dem schönsten Gold und ihr Hals mit einem köstlichen Perlenschmuck geziert. Heinrich konnte nicht begreifen, wie diese Erscheinung mit dem Zuruf zusammenhänge, den er so eben vernommen, da fuhr die Ente fort:

„Kennst du mich nicht, und ist dir deine unglückliche Schwester fremd geworden?"

Da entgegnete Heinrich:

„Wohl erkenne ich nunmehr deine Stimme; aber wie kommst du zu solcher Gestalt?“

Emma erzählte ihrem Bruder ausführlich, was sich mit ihr auf der Reise zugetragen, wie sie, in eine goldne Ente verwandelt, heimathslos umherfliege, wie Muhme Jutta dem Grafen ihre Tochter untergeschoben hatte, und schloß ihre Erzählung mit folgenden Worten:

„O, wie glückselig wären wir gewesen, wenn wir, unsre thörichten Wünsche beschränkend, in Ruhe und ländlicher Abgeschiedenheit des Segens genossen hätten, den uns die Huld der Faye verliehen. Weh über die thörichte Sucht nach dem Stadtleben, nach Glanz und weltlicher Hoffarth, so mich verleiteten, die Braut des Grafen zu werden. Unser Stolz ist bestraft — Muhme Jutta und Adelheid haben kein Glück durch ihre Falschheit erworben, du schmachtest dein junges Leben im Felsenkerker dahin, und mein Schicksal ist vielleicht, daß morgen ein wilder Jägersmann, durch den

Glanz meines Gefieders gereizt, mir den Tod gibt."

Emma weinte zahllose Thränen über ihr und ihres Bruders Mißgeschick, und diese rollten als kostbare Perlen in den tiefen Thurm herab; auch Edelgesteine fielen aus ihrem Gefieder, und wie sie auf der feuchten Erde lagen, gaben sie einen hellen Schein von sich.

Die beiden Geschwister beklagten und trösteten einander wechselsweise, und Heinrich fühlte die bitterste Reue; denn er sah wohl ein, daß nur seine Schwatzhaftigkeit all diese Qualen über sie gebracht hatte, und sie trennten sich nicht eher, als bis der Tag anbrach — da flog die Ente von dannen, so leicht wie eine Schwalbe, nachdem sie dem betrübten Bruder versprochen hatte, in jeder Nacht ihren Besuch zu wiederholen.

7.

Emma hielt treulich Wort, und von Nacht zu Nacht fühlte Heinrich sein Gemüth mehr ge-

tröstet und aufgerichtet; auch hoffte er dereinst eine Gelegenheit zu finden, sich bei dem Grafen zu rechtfertigen, dessen Betragen gegen ihn, er nicht mehr wie ehedem als ungerecht und ruchlos verdammen konnte! aber nach einiger Zeit blieb die goldne Ente aus, und Heinrich glaubte nicht anders, als, sie sey wegen ihres schönen Gefieders gefangen, oder vielleicht gar von einem Geizigen getödtet worden, und er war noch in Betrachtungen über Emma's trauriges Geschick vertieft, als er zum erstenmal seit seiner Verhaftung die Riegel und Schlösser der doppelten eisernen Pforte rasseln hörte, und, statt daß man ihn in einem Korbe nur spärlich Speise und Trank herabgelassen hatte, der Kastellan des Schlosses selbst eintrat, ihm seine Befreiung anzukündigen, und ihn in dieselben Gemächer zu geleiten, welche er schon ehemals in glücklichern Zeiten bewohnt hatte, und wo Heinrich schon alles zu seinem Empfange bereitet fand; er fragte nach der Ursache dieser plötzlichen Veränderung, doch konnte ihm keiner Auskunft geben, bis endlich der Graf selbst

eintrat, ihn zärtlich umarmte und auf die rühendste Weise bat, ihm das zugefügte Leid zu vergeben; dann fuhr er in seiner Rede also fort:

„In der vergangenen Woche kamen die Wächter des Thurmes zu mir und baten, ich möchte mich doch zur Nachtzeit in das eiserne Gitter begeben, das in den runden Thurm gehe, dahin komme immer ein goldner Vogel und spreche mit dem Gefangenen ganz nach Art der Menschen. Schier mochte ich so wundersame Mähr nicht glauben, doch widerstand ich dem dringenden Ansuchen nicht, und fand mich, sobald in der Burg alles im Schlafe lag, am Thurme ein; nun sah und hörte ich, wie deine Schwester in Gestalt einer goldenen Ente mit dir kosete, und aus euren Reden errieth ich gar bald, auf welche schändliche Art ich ohne dein Wissen betrogen und eine gemeine Weibsperson mir statt der erwählten hochbegabten Braut untergeschoben wurde. Ich beschloß, diesen theuern Vogel zu besitzen, es möge auch kosten, was es wolle; daher zog ich

mich leise zurück, um die nöthigen Anstalten zu treffen, und ward auch von ihr, da ihr beide allzusehr in euer schweres Leid vertieft waret, nicht bemerkt. Schon in der folgenden Nacht hatte ich eine große Anzahl meiner flinkesten Knappen aufgestellt, welche die goldne Ente auch in der That fingen; aber als sie solche in einen Vogelbauer gesetzt und zu mir tragen wollten, da entschlüpfte sie durch die engen Stäbe des Käfichts und flog hoch über ihre Häupter empor, so daß sie selbe bald aus den Augen verloren. Schlingen, Netze und alle andern Gattungen des Vogelfanges brachten uns nicht bessere Frucht, und ich wende mich an dich: benutze die schwesterliche Liebe, die ihr Herz für dich hegt, und bitte sie, da mir ein grausames Geschick ihren unschätzbaren Besitz als Gattin nicht vergönnt, so möge sie auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt auf meiner Burg wohnen. Ich bin bereit, ihr die schönsten Gemächer einzuräumen, und vielleicht wird die erzürnte Faye endlich durch meinen Gram

und meine Liebe gerührt werden und ihr die hohe Schönheit ihres Leibes wieder schenken."

Heinrich vergab dem Grafen von ganzem Herzen und versprach, der Schwester, so bald sie ihn wieder mit einem Besuche erfreuen würde, seine Bitte vorzutragen; aber ehe die goldne Ente wieder erschien, starb Adelheid, denn die Kränkung von ihrem Gemahle, so verachtet zu seyn, verbunden mit den Gewissensbissen, die täglich ihr Gemüth verwundeten, hatten sie aufs Krankenlager geworfen und ihre Natur erlag. Gleich nach Adelheids Tode verbannte der Graf ihre Mutter auf eine alte Burg auf der äußersten Grenze seiner Grafschaft, und verbot ihr, die ihn so listig hintergangen, je wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Mit Heinrich lebte Graf Wenzel wieder so freundschaftlich als zuvor, und beide hofften von Tage zu Tage die goldne Ente wieder erscheinen zu sehen, welches aber erst geschah, als sie schon lange Zeit vergeblich geharrt, und schier zu glauben anfingen, die Nachstellungen

des Grafen hätten sie auf immer verscheucht; eines Tages verweilte Heinrich nach dem Mittags-Imbiß länger als alle andern im Speisesaale, da flog die goldne Ente zum offenen Fenster herein auf den Tisch und sammelte die verstreuten Brosamen; gar sehr erfreut, nahte ihr Heinrich, nannte sie mit den süßesten und und zärtlichsten Namen, streichelte ihr goldnes Gefieder und fragte, warum sie ihn so lange gemieden habe?

Da klagte ihm Emma in den rührendsten Ausdrücken, auf wie mannigfaltige Weise ihr des Grafen Leute nachgestellt hatten, und drohte, wenn dieß noch einmal geschehe, auch ihn auf immer zu fliehen. Heinrich bat sie im Namen des Grafen, nach ihrem Gefallen im Schlosse zu wohnen, doch solches schlug sie rund ab, und da sie im anstoßenden Gemach ein Geräusch hörte, so flog sie schnell von dannen.

8.

Der Jüngling sann lange hin und her, ob er seinem Freunde den Besuch der goldnen Ente

berichten sollte; da er aber seine große Begier nach dem Besitz dieses Vogels kannte, so befürchtete er mit Recht, der Graf werde sich nicht enthalten können, ihm abermals nachzustellen, und ihn so der geliebten Schwester auf immer berauben, daher schwieg er; aber Graf Wenzel hatte den kostbaren Vogel ins Fenster fliegen sehen, und als ihm Heinrich nichts davon sagte, nannte er ihn in seinem Sinn einen falschen und lügenhaften Freund, und, ohne sich seinen Groll merken zu lassen, entwarf er einen neuen Plan, sich der goldnen Ente zu bemächtigen, und als am folgenden Morgen Emma ihren Bruder auf seiner einsamen Stube heimsuchte, verschloß sich auf einmal das Fenster von selbst, weil der Graf im obern Stockwerk an einer daran befestigten Schnur zog, und wenige Augenblicke nachher trat er selbst in das Gemach, um sich der theuern Beute zu bemächtigen; aber die Ente flatterte schnell und ängstig auf und entschlüpfte durch das Schlüsselloch.

Heinrich war sehr betrübt, weil er fürch-

tete, seine geliebte Schwester nun nimmer zu sehen, und überhäufte den erstaunten Grafen mit den bittersten Vorwürfen, welche ihm dieser in reichem Maße wieder zurück gab, so daß sie in Unfrieden sich von einander trennten und Heinrich beschloß, die Hasenburg zu verlassen und in die weite Welt zu gehen, es möge ihm auch widerfahren, was da wolle; er war ungefähr einen Tag lang fortgezogen, und befand sich in einem dichten Tannenwalde, als eine Matrone von erhabner Gestalt ihm in den Weg trat, in welcher er alsbald die wohlwollende Faye aus dem Königgratzer Walde wieder erkannte, die seine Schwester einst so reich begabt; ihre Miene war ernst, und ihr edles Antlitz schien ihm zu drohen. Heinrich erschrack schuldbewußt und blieb zaghaft vor ihr stehen, da sprach sie:

„Warum hast du die Hasenburg verlassen, grade zu einer Zeit, wo sich das böse Geschick, so deine Thorheit über die unglückliche Schwester gebracht hat, wieder zum Guten wendet? kehre alsogleich wieder dahin zurück, und du

wirst den Grafen in einem Zustande finden, der ihn, so leidvoll er ist, zum Glücke führt; bestärke ihn in der Reue über sein lasterhaftes Leben, die sein Herz zu bewegen anfängt, und bald wird auch Emma wieder in eurer Mitte wohnen; sie wird nicht allein die Wundergaben behalten, die ich ihr ertheilt, sondern auch die Berührung der freien Luft ertragen können; nur allein Schmerzensthränen werden nicht mehr zu Perlen werden, sondern zu Scorpionen, die jeden verfolgen, der ihr selbe auspreßt. Darum sorge ihr Gemahl, daß er ihr nur Thränen der Lust entlocke, die sich alsbald in die köstlichsten Perlen des Morgenlandes verwandeln werden. Geh, Heinrich! eile nach der Hasenburg und erwarte dort die Ankunft deiner Schwester."

Mit diesen Worten verschwand die Faye und Heinrich wandte seine Schritte rückwärts nach der Hasenburg, auch war er gar nicht lange gegangen, als er mehrern Knappen des Grafen begegnete, die sagten ihm, als der Herr seine Entfernung vernommen und sich so

ganz einsam und verlassen gefühlt, da sey er vor großem Herzweh krank geworden und habe ihnen geboten, auszuziehen, um Junker Heinrich zu suchen, und nicht wieder vor seine Augen zu kommen, wenn sie solchen nicht aufgefunden hätten. Heinrich ritt mit ihnen nach der Hasenburg, und als er in des Grafen innerstes Gemach trat, fand er denselben in der That sehr krank auf dem Bette liegen, und die große Sehnsucht nach seiner Braut hatte ihn in diesen beklagenswerthen Zustand versetzt; sein Schwager tröstete ihn mit dem, was die Faye gesprochen, und Graf Wenzel schwur einen hohen und heiligen Eid, daß er nimmer wieder in sein wüstes und sündenvolles Leben verfallen, und seiner rechtmäßigen Gemahlin ewig und unverbrüchlich treu bleiben wolle.

Kaum hatte der Graf seinen feierlichen Schwur ausgesprochen, so öffneten die Fenster sich von selbst, die goldne Ente flog in das Gemach, setzte sich auf die Pfosten des Bettes und sprach:

„Zum letztenmale erscheine ich in dieser Ge-

stalt, denn meine Prüfungszeit ist aus, und es ist mir nun vergönnt in den Armen eines liebenswerthen Gemahls mich des Lebens zu erfreuen.“

Bei diesen Worten fingen die goldnen Federn an von ihrem Leibe zu flattern, ihr langer Schnabel ründete sich in ein holdseliges Kinn und den schönsten rothen Mund, der mit zwei Reihen ihrer schönsten Perlen verziert zu seyn schien; ein Paar blitzende und doch freundliche schwarze Augen schauten fromm über die rosigen Wangen herüber, und ehe sie sich versahen, stand eine wunderschöne Jungfrau in einem reichen Gewande von Goldstoff, mit Perlen und Edelsteinen gestickt vor ihnen; die Pracht ihrer Kleidung konnte nur durch den Glanz ihres Liebreizes verdunkelt werden, und die Lust über die Wiedervereinigung mit ihrem Bruder und Bräutigam lockte zahllose Perlen aus ihren schönen Augen.

Der Graf fühlte sich bei diesem Anblick von allem Weh genesen, sprang schnell vom Lager

auf, und warf sich der Schönen zu Füßen, den Schwur der ewigen Treue wiederholend.

Wenige Tage nachher begann das Hochzeitfest des Grafen mit der schönen und tugendsamen Emma, welches er mit einer Pracht und Herrlichkeit feierte, wie solche vorher bei keinem böhmischen Herrn war gesehen worden. Die beiden gräflichen Ehegesponsen erfreuten sich eines zahlreichen Ehesegens und lebten bis in ihr hohes Alter in der besten Eintracht; aber Heinrich vermählte sich niemals, sondern blieb bei seiner geliebten Schwester, welche auch der treulosen Jutta verzieh und selbe aus ihrer Verbannung wieder zu sich auf die Hasenburg nahm, wo sie nach wenigen Jahren starb.

Verzeichniß einiger Verlagsbücher von J. G. Calve in Prag, welche durch alle solide Buchhandlungen gleich oder auf Bestellung zu haben sind:

(Die hier angesetzten Preise sind in sächsischen Thalern und guten Groschen oder Convent. Münze. Innerhalb der in W. W. rechnenden östreichischen Erblande finden Preise in W. W. statt, bei deren Bestimmung der Cours zum Maaßstabe dient, wo aber wegen einmal bestehender älterer Preise eine Abweichung statt findet, ist der Preis in W. W. hier angemerkt.)

Woltmann, Caroline von, Volkssagen der Böhmen. 2 Bde. 8. Prag, 1815. 2 thlr. 8 gr. (8 Fl. W. W.)

— —, Carl Ludwig von, Inbegriff der Geschichte Böhmens. 2 Thle. 8. Prag, 1815. 3 thlr. 8 gr. (12 Fl. W. W.)

Bisani, A., Bemerkungen über die merkwürdigsten Oerter und Gegenden in Europa, Asien und Afrika, geschrieben auf seinen dahin gemachten Reisen. Aus dem Französischen. 2te unveränderte Aufl. 8. 1812. Schreibpap. geh. 1 thlr. 6 gr.

Dichtung und Wahrheit, oder des Hausfreunds Erzählungsbuch, lustiger, trauriger, lieblicher und

schauderhaften Geschichten, Novellen, Mährchen, Sagen, scherzhafter Gedichte, Räthsel, Charaden und Logogryphen. 4 Bde. 8. 1818. 6 thlr. (18 Fl. W. W.)

Hesperus, ein National-Blatt für gebildete Leser, herausgegeben von C. C. André in Brünn. gr. 4. mit Kupfern.

— — Jahrgang 1812 in 12 Heften.	6 thlr.	Pränumerat. Preis
— — Jahrgang 1813 12 Hefte m. K.	6 thlr.	
— — für 1814 12 Hefte mit Kupfern	6 thlr.	
— — für 1815 12 Hefte mit Kupfern	6 thlr.	
— — für 1816 12 Hefte mit Kupfern	6 thlr.	
— — für 1817 12 Hefte mit Kupfern	6 thlr.	
— — für 1818 12 Hefte mit Kupfern	6 thlr.	
— — für 1819 12 Hefte mit Kupfern	7 thlr.	

NB. Jeder Jahrgang kostet einzeln nach Ablauf des Jahres, wo er erschienen ist, 2 thlr. mehr. — Bei Abnahme completer Exemplare von allen Jahrgängen oder auch nur der von 1811 bis 1815 incl. wird der Pränumerations-Preis beibehalten. Es versteht sich, daß die Abnahme auf einmal geschieht.

Der Jahrgang 1816 kann nicht mehr einzeln abgegeben werden.

Meißner, A. G., (ehemals Professors zu Prag) historisch malerische Darstellungen aus Böhmen. Mit 14 ausgemalten Kupfertafeln und 2 Vignetten. 4. 1798. 35½ Bogen Text im länglichen Quartformate, auf gutem Papier. geb. 6 thlr. 16 gr. auf holländischem Regal-Papier 10 thlr. (20 Fl. W. W. u. 40 Fl. W. W.)

Sommer, Joh. Gottfr., neuestes wort- u. sacherklärendes Verteutschungswörterbuch aller jener, aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, Ausdrücke und Redensarten, welche die Teutschen bis jetzt in Schriften und Büchern sowohl, als in der Umgangssprache, noch immer für unentbehrlich und unersetzlich gehalten haben; verbunden mit einer Erklärung auch der weni-

ger bekannten Kunstwörter und anderer Ausdrücke der teutschen Sprache. Ein höchst nützliches Handbuch für Geschäftsmänner, Zeitungsleser, und für gebildete Menschen überhaupt. 2te durchaus umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1819. 2 thlr. 8 gr.

Dieses ist das vollständigste, am zweckmäßigsten und bequemsten eingerichtete Verteutschungswörterbuch.

Schmidt, Joh. Gottfr., Gemälde der physischen Welt, oder unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde. Mit Kupfern und Karten. gr. 8. 1r Bd. in 4 Heften. 1818. Ladenpreis für die Hefte 1 bis 4 2 thlr. (Wird fortgesetzt.) Pränumerationspreis für die Hefte 5 bis 8 1 thlr. 16 gr.

Hier ist zu bemerken, daß der Pränumerations-Preis immer in den Jahren besteht, wo die Hefte erscheinen.

Sternberg, Graf C., Abhandlungen über die Pflanzenkunde in Böhmen. 2 Abtheilungen. gr. 8. 1817 und 1818. 1 thlr. 20 gr. (In Commission.)

— — — Beschreibung und Untersuchung einer merkwürdigen Eisengeode (Hausmanns dichter thoniger Sphärosiderit), welche auf der Herrschaft Radnitz in Böhmen gefunden wurde. Mit 4 Kupfern. gr. 8. Prag. (In Commission.) 1816. 21 gr.

Stransky, P., Staat oder Geschichte von Böhmen. Uebersetzt, berichtigt und ergänzt von J. Cornova. 7 Bde. 8. 1792 – 1803. 10 thlr. 8 gr.

Stumpf, G., Nachrichten und Bemerkungen über die Landwirthschaft Böhmens. 2 Thle. Neue Aufl. g. 8. 1797. 1 thlr. 8 gr.

Verrichtungen, monatliche landwirthschaftliche; der brauchbarste Landwirthschafts-Kalender auf jedes Jahr. Herausgegeben von einem praktischen Land-

wirth. Mit 11 Tabellen. 2te verbesserte Auflage. 8. 1807. 1 thlr.

Wenzel, P.. vernünftiger Gottesdienst oder kurze Gebete zur Erweckung guter Entschließungen. Mit gestochenem Titel und schönem Titelkupfer. 8. 1819. 14 gr.

André, Christian, Karl, kurzer Abriß der Geographie des österreichischen Kaiserthums und zur schnellen Hauptorientirung für jeden Vaterlandsfreund. Dem neusten Zustande gemäß entworfen. 8. fehlt u. wird nachgedruckt.

Dessen Anleitung über die rechte Behandlung und die ökonomischen Vortheile beim Anbau des rothen Klee's. (Aus dessen ökonom. Neuigkeiten besonders abgedruckt.) gr. 4. 1815. 6 gr. (48 Xr. W. W.)

André, Rudolph, Darstellung der vorzüglichsten landwirthschaftlichen Verhältnisse, in so fern sie auf Bewirthung des Grund und Bodens und die damit verbundenen Nebenzweige der Oekonomie Bezug haben. Ein Taschenbuch für praktische Landwirthe und für Freunde der Landwirthschaft in allen Gegenden Deutschlands und der benachbarten Länder. 2te verbesserte u. vermehrte Ausg. 8. 1819. 1 thlr. 8 gr.

— — — Anleitung zur Veredlung des Schafviehes, nach Grundsätzen, die sich auf Natur und Erfahrung stützen. 4. 1815. Druckpapier 1 thlr. 6 gr. Schreibpapier 1 thlr. 16 gr.

Anfangsgründe, theoret. prakt., der Landwirthschaft, für angehende Beamte. 8. 1800. auf Druckp. 18 gr. auf Schreibp. 1 thlr.

Anweisung zur Erziehung, Pflege und Schnitt der Obstbäume, am Spalier und als Pyramiden. Nach den neuesten Anweisungen des Herrn Calvel in Paris bearbeitet und mit Zusätzen und Anmerkungen vom Pfarrer Sickler, Herausgeber des bekannten deutschen Obstgärtners. Mit 4 Kupfertafeln. 2te unveränderte Auflage. 8. 1812. geh. 18 gr.

Blumenwitz, Ferd., Geschichte einer im Jahre 1814, an 4658 Schafen versuchten Schafpockenimpfung auf der Herrschaft Rabensburg. (Aus den ökonomischen Neuigkeiten. Januar 1815. besonders abgedruckt.) gr. 4. 1815. 4 gr.

Brugnones Werk, von der Zucht der Pferde, Esel, Maulthiere, und von den gewöhnlichen Gestütkrankheiten. Aus dem Italienischen übersetzt, und mit einem Anhange vermehrt, welcher die neuen österreichischen Verordnungen über die Pferdezucht enthält, von D. G. Fechner, mit einer Vorrede von M. S. Stumpf. gr. 8. 1790. 1 thlr.

Cornova, Ignaz, das Nöthigste aus der ältern Geschichte für junge Leser, in 8 Bändchen. 8. 1814 und 1815. 6 thlr. (20 Fl. W. W.)

— — — Briefe an einen kleinen Liebhaber der vaterländischen Geschichte Böhmens. 3 Bde. Und die Fortsetzung unter dem Titel: Unterhaltungen mit jungen Freunden der Vaterlandsgeschichte Böhmens. 4 Bde. Vollständig in 7 Bden. 8. 1796 — 1803. 5 thlr. 8 gr.

— — — Jaroslav von Sternberg, der Sieger der Tataren. 8. 1813. Druckp. 12 gr. Schreibp. 16 gr.

— — — die Jesuiten als Gymnasial-Lehrer. 8. 1804. 18 gr.

— — — Leben Joseph des Zweiten. 8. 1802. 1 thlr. 8 gr.

— — — der zweite punische Krieg, nach Livius. 8. 1798. 1 thlr. 12 gr.

Fischer, L., Entwurf einer Anleitung zur Wechselwirthschaft, nebst einem Beispiele des Uebergangs von der Dreyfelderwirthschaft zur Wechselwirthschaft. gr. 4. 1817. 1 thlr. 12 gr.

— — — Abhandlung über die oberschlächtigen Wasserräder. Mit Kupf. gr. 8. 1809. 12 gr.

Gutsche, F. W., die landwirthschaftliche Buchhaltung mit einem Kupfer u. Tabellen. gr. 4. 1814. 5 thlr. (16 Fl. W. W.)

Janisch, J., Unterricht über den Anbau, die Pflege, Erndte und Zubereitung des Flachses. 8. 1816. 8 gr.

Kallasch, A. J., Schriftbeweise und Sprüche der heiligen Väter und Kirchenlehrer über die vorzüglichsten Glaubens= und Sittenwahrheiten, nebst Beispielen zu ihrer Anwendung im Berufe des Religionslehrers. 8. 1818. 1 thlr. 18 gr.

König, Franz, die leichteste Art, den Kindern das Rechnen auf eine angenehme Weise beizubringen, auch zum Selbstunterricht für Erwachsene anwendbar, welche im Rechnen noch keinen, oder keinen gründlichen Unterricht erhalten haben. (1r Theil enthält das Rechnen mit Ziffern bis mit Einschluß der Regel de Tri) 1817. 18 gr.

Dessen 2ter Theil 1815. 8 gr., auch unter dem Titel: die leichteste Art den Kindern das Rechnen mit Brüchen auf eine angenehme Weise beizubringen 2c.

Konrad, J., die Polizeyverfassung, oder Theorie, Praxis und Geschichte der Polizey. 1r Theil. 8. 1817. 22 gr.

Körber, Karl von, funfzehnjähriges praktisches Wirthschafts=Exempel durch Verbesserung eines vernachlässigten Bauerngutes, oder Beschreibung und Geschichte der Bewirthschaftung eines in Gallizien an der schlesischen Gränze, nächst den Städten Bielitz und Biala gelegenen Landgutes, und Vergleichung seines Zustandes von 1803 mit dem von 1817. Herausgegeben von C. C. André. gr. 4. 1819. brochirt 20 gr.

Küsel, J. J., Meisterstücke der Schönschreibekunst an den Schriftzügen der gebildeten europäischen Völker

musterhaft dargestellt sowohl für diejenigen, welche noch gar keinen Unterricht im Schreiben erhalten haben, als auch für jene, welche die Fehler ihrer Handschrift verbessern wollen. Vom Grundstrich bis zur ausgebildeten Handschrift durchgeführt u. dgl. Mit einer die Theorie des Meisters enthaltenden Einleitung. In beiläufig 120 Blättern. gr. 4. 1ste bis 6te Lieferung, jede Lieferung von 10 Blatt à 1 thlr. 6 gr.

Dasselbe Werk, Schul-Ausgabe, auf guten Median Schweitzer-Velin in dieser Ausgabe ist jedes Blatt einzeln zu haben à 3 gr.

Aus diesem Werke werden besonders abgedruckt:

— — — Anweisung und Grundlagen zur Schönschreibekunst für diejenigen, welche sich dem Handelsstande und andern Gewerben widmen. Mit besonderer Rücksicht auf deutliche, feste und schnelle Darstellung der deutschen, englischen, französischen, italienischen, holländischen, russischen, griechischen, hebräischen Schriften, dann der Current-, Kanzley- und Frakturschriften.

— — — Grundlagen der Schönschreibekunst für die den Staatsgeschäften sich widmende deutsche Jugend.

Leben und Feldzüge des Feldmarschalls Lord Wellington. Geheftet. 8. 1816. 1 thlr.

Löhner, Dr. L., Beitrag zur Verbreitung der Kenntniß der Wechselwirthschaft und ihrer Anwendbarkeit in Böhmen. 8. 1813. geh. 10 gr. In Commission.

Magazin, vaterländisches, für diejenigen Landwirthe, Forstmänner, Künstler, Handwerker, Professionisten und bürgerliche Gewerbe-Treibende aller Art, ferner für alle Hausväter und Hausmütter, welche über ihren Beruf nachdenken, und die neuesten ihnen nützlichen Fortschritte, Einsichten, Erfindungen und Entdeckungen des Auslandes kennen lernen wol-

len, um ihre Kenntnisse zu vermehren und ihre Geschäfte mit größerem Vortheil zu betreiben. Veranstaltet von Chr. Karl André. 1r Band in 6 Heften, mit 18 Kupf. 8. 1812. geh. 2 thlr. (6 Fl. W. W.)

Dasselbe 2ter Band in 6 Heften, mit vielen Kupfern. 8. 1813. 2 thlr. (6 Fl. W. W.)

Mannigfaltigkeiten, landwirthschaftliche, und Ackerbau's-Erfahrungen. Nach den neuesten Versuchen englischer Oekonomen, herausgegeben von einem englischen Landwirth (Lord Findlater), der Praxis mit Theorie verbindet. Mit 2 Kupfertafeln. 8. 1800. 1 thlr. 8 gl.

Münster, R., der junge Christ in der Liebe zu Gott, ein Gebet- und Erbauungsbüchlein für Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen. Mit gestochenem Titel- und Titelkupfer. 12mo. 1817. 10 gr.

— — — der fromme Christ im Gemüthe und im Glauben zu Gott, ein Gebetbuch für gebildete Verehrer Jesu in allen Verhältnissen des Lebens. Mit gestochenem Titel und Titelkupfer. 18mo. 1818.
Schreibpapier 18 gr.
Druckpapier 12 gr.

Nationalkalender, neuer, für die gesammte österreichische Monarchie, von C. C. André, 4to. mit Musik u. Kupfern. 6ter bis 9ter Jahrgang, oder 1816, 1817, 1818, 1819. à 1 thlr. netto. (Vom 1sten bis 7ten Jahrgang, das ist von 1811 bis 1817 inclus., erscheint eine neue Auflage.

Wird jährlich fortgesetzt und die neue Aufl. erhält, weil alles ephemere wegbleibt, den passenden Titel: Hausbuch für Familien ꝛc.

Natter, J. J., (Commandeur des Kreuzherrnordens, Consistorialrath und Pfarrer zu Wien), katholisches Gebet- und Erbauungsbuch im Geiste der Religion Jesu, 6te verbesserte und mit 14 neuen Betrach-

tungen vermehrte Auflage in zwei Ausgaben, jede mit einem neuen Titelkupfer.

In 8vo Druckp. 14 gr.
In 8vo Schreibp. 1 thlr.
In 8vo Velinp. 1 thlr. 18 gr.
Dasselbe in 18mo Schreibpap. 20 gr.
Druckpap. 12 gr.

Dessen Andachtsbuch für die Gebildeten unter dem weiblichen Geschlecht. 8vo mit gestochenem Titel u. Titelkupfer (nach Raphael von F. Fleischmann in Nürnberg gestochen). 8vo. 1819.
Auf Holländisch Papier 1 thlr.
— Druckpapier 16 gr.

— — — neue Predigten bey verschiedenen Veranlassungen verfaßt und vorgetragen. Mit dem Portrait des Verfassers. gr. 8. 1802. 1 thlr. 8 gr.

Dessen Predigten über Tod und Grab, Auferstehung und Wiedersehen. Gehalten zu Wien. gr. 8. 1817. 1 thlr. 8 gr.
Auf weiß Druckpap. 1 thlr. 16 gr.

Neuigkeiten, ökonomische, und Verhandlungen. Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens im österreichischen Kaiserthume und dem ganzen Deutschland, mit Theilnahme der k. k. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, herausgeg. v. C. C. André in Brünn. gr. 4. mit Kupf. 1r Jahrgang oder 1811 5 thlr.

2ter	— — —	1812	kostet	5	thlr.		Pränum. Preis
3ter	— — —	1813	—	5	—		
4ter	— — —	1814	—	5	—		
5ter	— — —	1815	—	5	—		
6ter	— — —	1816	—	5	—		
7ter	— — —	1817	—	5	—		
8ter	— — —	1818	—	5	—		
9ter	— — —	1819	—	6	—		

NB. Jeder Jahrgang kostet einzeln nach Ablauf des

Jahres, wo er erscheint, 2 thlr. mehr — bei Abnahme completer Exemplare von allen Jahrgängen, oder auch nur von 1812 bis 1815 inclusive wird der Pränumerations-Preis beibehalten.

Der Jahrgang 1816 wird nicht einzeln gegeben.

Neumann, C. A., Lehrbuch der Chemie, mit besonderer Hinsicht auf Technologie. Zur Selbstbelehrung für gebildete Gewerbtreibende. 1 Bd. gr. 8. 1810. 2 thlr. 8 gr.

Oesterreichs Politik und Kaiserhaus von K. L. von Woltmann. 8. Frankf. am M. 1815. brosch. 1 thlr.

Pohl, Dr. E., systematischer Ueberblick der Reihenfolge einfacher Fossilien. Brochirt. 4. 1816. 1 thlr. 6 gr.

Polt, Dr. E., Handbuch der Geographie von Böhmen. gr. 8. 1813. 1 thlr.

— — — Kriegslisten der Krieger aller Zeiten. Ein Spiegel zur Nachahmung. 8. 1815. 8 gr.

Rathgeber, der augenblickliche, in allen Geldgeschäften für Geschäftsmänner aller Art; enthaltend Interessen-Disconto-Rabatt und Provisionsberechnungen; Werthbestimmung aller bekannten Münzen, wie sie im Oesterreichischen Kaiserstaat und im Auslande gelten; Rechnungs-Münzen, Wechselarten der vornehmsten Handelsplätze; Berechnungen über die Kursscale des Finanzpatents vom 20. Febr. 1811. u. a. d. m. gr. 8. 1813. geb. 1 thlr. 8 gr.

Reßler, F. M., allgem. Comptoir-Handkalender f. 1814, 1815, 1816, 1817, 1818, 1819. Fol.

Sallust's Catilina und Jugurtha, deutsch, von Karl Ludwig von Woltmann. gr. 8. 1814. 1 thlr. 8 gr.

Schmidt, E., Grammatika czeska oder böhmische Grammatik in böhm. Sprache. 8. 1815. 20 gr.

Sommer, Joh. Gottfr., vollständige und deutliche

Anleitung zur deutschen Briefschreibekunst. Ein Handbuch für angehende Geschäftsmänner, worin nicht nur die Hauptregeln der Rechtschreibung, der Sprachlehre und der guten Schreibart überhaupt, sondern auch die von Unstudirten am häufigsten begangenen Sprach- und Schreibfehler auseinander gesetzt werden. Nebst einer zahlreichen Beispielsammlung, theils musterhafter, theils fehlerhafter Briefe, und einem nach einer ganz neuen Art eingerichteten Titularbuch. gr. 8. 1817. 1 thlr.

Anleitung zur deutschen Schriftsetzerkunst. Ein Handbuch für angehende Schriftsetzer, worin [illegible] auf die Hauptregeln der Rechtschreibung, der Sprachlehre und der [illegible] Wortfolge [illegible] [illegible] die am häufigsten [illegible] vorkommenden Sprach- und Schreibfehler auseinander gesetzt werden. [illegible] einer zahlreichen Beispielsammlung, theils [illegible], theils fehlerhafter Wörter, und einem nach einer ganz neuen Art eingerichteten Wörterbuch. gr. 8. 1817. 1 thlr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gerle, Wolfgang Adolf, 1783-1846

Volksmährchen der Böhmen

Bd.: 2

Prag (1819)

P.o.germ. 443 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108639-3